

3. Jahrgang. • Heft 12. • März 1905.

Oberschlesien

• • Zeitschrift zur Pflege • •
der Kenntnis und Vertretung
der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von

Dr. phil. Zivier.



Verlag von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Kloster Rauden. Von Dr. Paul Knötel, Kattowitz. Mit einer Abbildung und einem Plane	783
Volksbibliotheken in Oberschlesien. Von Verbandsbibliothekar Kaifig, Gleiwitz	796
<hr/>	
Im Tal der Jugend. Erzählung von Marie Klerlein	818
<hr/>	
Umschau. Oberschlesien im Februar 1905	842
<hr/>	
Bücherbesprechungen	853
Chronik	856

Nachdruck und Übersetzung sämtlicher Artikel verboten!

3. Jahrgang. • Heft 12. • März 1905.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal.
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.,
entgegen.

Kloster Rauden.

Von

Dr. Paul Knötel, Kattowitz.

Mit einer Abbildung und einem Plane.

Als einst in Deutschlands Urwäldern der freie Mann durch Sumpf und Bruch der Spur des Elches und des Wisents folgte, um es mit sicherem Stoß als Beute zu erlegen, zeichnete Mutter Natur fast allein die Untrisse des Landschaftsbildes, das des Menschen Auge sich bot. Anders heut. In jenes Bild hat seitdem mehr und mehr der Mensch selbst Strich auf Strich hineingefurcht, und selten genug kommt es vor, daß wir davon nichts merken, wenn wir nicht hinaufsteigen in die Welt des ewigen Eises und Schnees im noch unbezwungenen Hochgebirge. Drunten aber finden wir überall des Menschenfindes Spur. Oft genug ist dadurch die Schöpfung der Mutter Natur verunstaltet und entstellt, oft aber, und sehr oft sogar, hat hier menschliche Arbeit neue malerische Werte geschaffen, die wir nicht missen möchten. Hieße es doch auch, Jahrhunderte auslöschen aus der Menschheit Entwicklungsgeschichte.

Nur auf ein malerisches Motiv sei hier hingewiesen, das sich oft genug im deutschen Landschaftsbilde findet. Mag uns der hastende Eisen-

bahnzug, mag uns der öfter rastende Fuß hindurchführen durch das Hügel-land oder durch Geest und Heide des nördlichen Deutschland oder aber zwischen den dunkelbewaldeten Bergen der Mitte und des Südens, dann taucht wohl am ebenen Horizonte ein mächtiges Kirchendach auf, oder es grüßt uns zwischen steil abfallenden Höhen, wenn eines Weges Biegung uns einen neuen Talabschnitt eröffnet. Mächtig wie der Bau eines Domes strebt es empor über die kleinen Häuslein, die es um sich versammelt hat, nichts aber deutet auf eine städtische Niederlassung hin, und staunend fragen wir uns, wer hat das Werk in die Einsamkeit gesetzt? —

Einsamkeit! —

Der dichtbesetzte Eisenbahnzug hat uns vielleicht dorthin geführt, er hält, und Scharen von Ausflüglern steigen aus, von anderen ebenso zahlreichen erwartet, die hier zwei Wochen oder mehr reine Landluft atmen wollen. Vielleicht aber zeigt uns auch der schrille Pfiff einer Fabrikpfeife, der hohe Schornstein mit qualmender Rauchsäule, daß auch hier reges und modernes Leben sich abspielt, Tag für Tag.

Einst aber war's anders. Da lag wirklich der hochragende Kirchenbau, abseits vom Weltgetriebe, in hehrer Stille, unrauscht vom heiligen Wehen des stillen Forstes rings umher.

Und wieder stellen wir die Frage, wer hat sie geschaffen, die stolzen Kirchenbauten, zu mächtig, zu groß, so meint man, für die, die sie besuchen mögen zu feierlicher Andacht, zum stillen Gespräche mit ihrem Gott?!

Der Mönch hat es getan. Einst hatte im fernen Ullande manch' einer sich losgelöst von aller menschlichen Gesellschaft, von allem, was sie dem einzelnen bietet und schenkt, und lebte dann in der thebaischen Wüste, bis der Tod ihn auch hier fand. Durch Vereinigung mehrerer zu einem gemeinsamen Leben der Abtötung entstand das Mönchswesen.

Nach Europa durch Benedikt von Nursia verpflanzt, der in der großartigen Vergeinsamkeit von Monte Casino das erste Kloster des Abendlandes gründete, fügte es dem alten ora das labora hinzu und eroberte sich als Kulturbringer ersten Grades auch Tal und Ebene des frühmittelalterlichen Deutschland. Mit Stolz nennt die Geschichte die Namen Fulda, Hersfeld, Gandersheim und noch manchen anderen. Aber auch bei ihnen offenbarte sich das uralte ewige Gesetz von Blüte und Verblühen, von Auf- und Abstieg. Daß die persönlich armen, besitzlosen Söhne Benedikts von allen Seiten mit Gaben überschüttet, mit Landbesitz reich ausgestattet wurden, führte zum Nachlassen der strengen Klosterzucht, zum Abfall vom Ideal des Mönchstums.

Aus den Kreisen des Klosterklerus selbst tauchte daher immer wieder der Gedanke einer Wiederherstellung der alten Regel, einer Verhütung neuen

Abfalles auf. In Burgund schuf im 12. Jahrhundert Robert in einer rauhen, öden Gegend bei Dijon das Kloster Cîteaux, dem dann die Person des feurigen Buß- und Kreuzzugspredigers Bernhard von Clairveaux einen glänzenden Namen für alle Jahrhunderte gemacht hat. Zur selben Zeit aber zog sich der bis dahin weltlicher Lust holde Xantener Domherr Norbertus in die Einsamkeit des Tales Prémontré bei Laon zurück und wurde dort der Stifter einer neuen Reformation des alten Benediktinerordens, des der Prämonstratenser.

Bald fanden die beiden Orden auch in Deutschland Verbreitung. Norbertus selbst bestieg den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg an der Grenze des deutschen Landes gegen die weite slavische Ebene.

Es war gerade die Zeit, wo die große Völkerwanderung nach dem Osten anhub, wo der deutsche Bürger und Bauer seinem Volke neues Land erkämpfte und der deutschen Sprache Grenze allmählich bis über die Oder hinaus und an die Ufer der Weichsel vorschob. Der deutsche Mönch vom Orden von Cîteaux und Prémontré war der dritte im Bunde. Als Töchter älterer Ansiedelungen in Urdeutschland entstand eine Ansiedlung der fleißigen Mönche nach der anderen im Kolonialgebiete, und manche neue wurde wieder die Mutter von anderen, jüngeren.

Noch sieht man, wie ich sagte, ihre Kirchen vielfach östlich und westlich der Elbe emporragen. Der Stifter strenge Vorschrift verbot auch am Gotteshause Glanz und Pracht, die dem armen Mönche nicht zieme; vor allem verwarf sie die Aufführung mächtiger Turmbauten, wie sie die Dom- und Pfarrkirchen zierten. In einem schlichten Dachreiter mochten die Glocken hängen, die mit ihrer Stimme zum Gottesdienste riefen. Damit entstand jenes Architekturbild, das uns in mancher stillen Berg- oder Flachlandschaft ins Auge fällt, das uns die Kirchen sofort als solche jener Orden erkennen läßt.

Der Schritt der Mönche im hohen Chore, im Kreuzgange, der zu ihm führt, ist längst verhallt. Durch die leeren Fensterhöhlen gar mancher, hinweg über die in sich zusammengebrochenen Mauern des Klosters zieht die leis bewegte Luft, oder heult klagend der Sturmwind. Nur das pommerische Eldena und die Askaniergruft Chorin, dort wo der Barnim und die Uckermark zusammenstoßen, seien genannt. Das Donnerwort des großen Wittenberger Mönches hat die Tore der Klöster gesprengt, und freudig oder gezwungen sind die Insassen hinausgezogen in alle Welt. Sich selbst überlassen, verfiel der Bau dem Gesetz alles Seins, nur daß vielleicht ein steinern Haus erhalten blieb, des fürstlichen Amtsmannes Wohnung, der nun die Gefälle von des Stiftes hörigen Bauern für seinen Herrn einzog und des diesem zugefallenen Grundbesitzes wartete. Oder noch stehen die

Mauern der Kirche und des Klosters wie in alter Zeit, aber nun tobt die ausgelassene Jugend eines stiftischen Gymnasiums durch die gewölbten Gänge und Hallen, wie im berühmten Pforta am schönen Saaleufer oder im ehrwürdigen Amelunghorn auf dem Boden des alten Tilithigauers an der Weser, bis dann in der Zeit des großen Friedrich von Preußen Karl I. zu Braunschweig-Lüneburg Lehrer und Schüler nach Holzminden verpflanzte und nur den alten unnützen Magister Noach Buchius zurückließ, den liebenswerten Helden von Meister Wilhelm Raabes „Odsfeld“.

Aber nicht überall zogen im Sturme des Reformationszeitalters die Mönche von der alten Stätte hinweg. Unter dem Schutze katholischer Fürsten bestand manches Stift die schwere Zeit, schwer ringend um sein Sein und schwer bedrängt vom Feinde, oft auch vom Freund. Dann aber kam noch einmal eine kurze Zeit der Blüte, getragen von der Gunst der Herrscher und des katholischen Volkes. Ihre Wirkung zeigen uns noch zahlreiche Bauten in mancher Landschaft. Den Männern der Barockzeit und seiner Ausläufer gefiel aber nicht mehr die schlichte Keuschheit der Cisterziensergotik. So schwand mancher alte Bau zu Gunsten eines modernen völlig vom Boden oder wurde so umgestaltet, daß das Alte hinter dem Neuen scheu zurücktrat. Der Geist der alten Ackerbaumönche, die in der Wildnis des Waldes des Klosters Reis gepflanzt, war im Wandel der Zeiten und mit diesem verloren gegangen. Prachtige Barockfassaden mit wild bewegten Heiligengestalten in den Nischen schmückten jetzt die westlichen Schaufronten der Gotteshäuser, und darüber stiegen, mit Nichtachtung der alten Regel, phantastisch geformte Türme zum Himmel empor.

So entstanden im katholischen Deutschland ganz andere Architektur-bilder der Cisterzienserkirchen als im Machtbereich der Lehre Luthers. Sie entbehren aber, wenn auch in anderer Art, durchaus nicht des malerischen Reizes. Wer hätte, um nur eines Beispiels aus Schlesiens Grenzen zu gedenken, ihn nicht stark auf sich wirken lassen, wenn er vom Dampfer aus am Oderufer das Doppelturmpaar von Kloster Lebus vor seinen Augen auftauchen sah! Überreich und doch künstlerisch einheitlich verbanden sich im Innern Baukunst, Malerei und Bildhauerkunst zu harmonischer Gesamtwirkung.

Kaum aber, daß mancher Bau im Innern eben erst seinen Schmuck vollendet, segte ein neuer Sturmwind, der diesmal von jenseits des Wasgenwaldes seinen Ursprung genommen, die weißen und schwarzen Mönche aus ihren Zellen in das Säkulum hinaus auf Nimmerwiedersehen.

Nach bezeichnenden Vorspielen in katholischen Staaten, der Aufhebung des Jesuitenordens, den Klostereinziehungen Josefs II. in den österreichischen Erbländern, setzte die große Bewegung der Einziehung geistlicher Güter

und Herrschaften mit aller Macht und der der gallischen Rasse eigenthümlichen Rücksichtslosigkeit im Frankreich der großen Revolution ein. Sie fand in dem durch die Aufklärungszeit hindurchgegangenen römischen Reiche deutscher Nation einen wohl vorbereiteten Boden. Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 machte neben den Reichsstädten den großen und kleinen Souveränitäten geistlicher Herren ein Ende und beseitigte so einen der letzten Reste deutschen Mittelalters; dann folgte Schlag auf Schlag die Aufhebung der geistlichen Körperschaften, zuerst in den Frankreich allzeit getreuen Staaten des Rheinbundes, endlich auch im tief gedemüthigten und verarmten Preußen im Jahre 1810.

Wieder standen zahllose Kirchen und Klöster leer und verfielen oder wurden auf Abbruch verkauft, wie — Gott sei's geklagt — die herrliche Abteikirche von Heisterbach im ehemaligen Großherzogtum Berg von Napoleons Gnaden. Oder Fabrikarbeiter, Seminaristen, aus der menschlichen Gesellschaft verbannte Irre zogen ein in die Zellen und die Säle mit den Barockpilastern und den freskengeschmückten Gewölben. Oft genug aber erwarb das Kloster mit all' dem reichen Landbesitz, den die Vorwelt zu des Heiligen Ruhme und der eigenen Seele Seligkeit ihm gestiftet, ein fürstlicher oder adliger Herr, und modernstes Leben der oberen Zehntausend ergriff Besitz von den Stätten, wo einst in ferner Zeit in Fasten und Kasteiung der Mönch sich zum Jenseits vorbereitet hatte, wo dann aber später auch oft genug der Abfall vom Ideal Vorgänge gezeitigt, die zum bitteren Ärgernis der wirklich frommen werden mußten.

Ich habe bisher den Namen Rauden nur in der Überschrift genannt, und demnach habe ich eben hier in großen Zügen auch seine Geschichte gezeichnet. Jetzt aber sei seiner des Näheren gedacht.

Sorgenvoll schaut der Bauer auf die Unmenge Schmarotzer im wogenden Ährenfeld, die den Halmen Saft und Kraft zum Leben nehmen; das Kind aber freut sich der bunten Farben im Gelb des Feldes und sammelt eifrig Winde und Kornblume, Kornrade und Wicke zum schönen Strauß. So steht es mit Geschichte und Sage. Der Fachmann schilt wohl auf das dichte Rankenwerk ungeschichtlicher Überlieferung, das sich um den Stamm der wirklichen Tatsachen wuchernd geschlungen hat, aber das Volk — das Volk im weitesten Sinne — will sich die bunte Farbenpracht nicht nehmen lassen und flücht immer wieder aufs neue den blumenreichen Kranz der Sage. Wo der Fachmann sein *ignorabimus* — oft genug für immer — eingestehen muß, oder wo er in kalten Worten nur eben das einfache Geschehnis feststellen kann, da weiß das Volk es besser und berichtet in genauen Worten, wie es kam und wurde, und unter die staunenden Zuhörer mischt sich dann wohl auch der ernste Forscher selbst

und läßt sich gern gefangen nehmen vom allwaltenden Zauber der Märchenstimmung.

Wer auch möchte den Bericht missen, wie Ilion fiel und die ewige Roma erstand, wie Kaiser Karl den Quell zu Aachen fand und Friedrich der Einzige, der große Spötter, im Gewande des katholischen Priesters den suchenden Kroaten im Kloster Kamenz entging.

Auch um Raudens Urgeschichte hat die Sage ihren farbenprächtigen Kranz geschlungen:

Einst zog Herzog Wladislaus von Oppeln von seinem Schlosse Ratibor aus mit stattlichem Gefolge auf die Jagd. Auf der Spur des Hirschcs und des Elches, des Wisent und des Bären verloren sich die Jagdgenossen im dichten Urwald und irrten stundenlang, unter ihnen Herr Wladislaus, suchend umher in der Irre der undurchdringlichen Wildnis. Doch endlich treffen sie alle, ohne daß einer vom andern weiß, an einer Stelle zusammen, eine kleine Quelle murmelt dort aus dem Erdreich hervor, und gierig schlürfen die trockenen Lippen das ersehnte Naß. Der Herzog aber faßt den Plan, an dem Orte, wo allesamt so wunderbar zusammengeführt wurden, ein Kloster zu gründen. Als dann aber Wladislaus mit seiner frommen Gemahlin wieder an dem inzwischen gerodeten Orte erschien, um den Platz auszumessen und die Stelle zum Gotteshaus zu bestimmen, und als man unschlüssig, wo man diese suchen solle, da stand, ergriff ein Wirbelwind den Schleier der hohen Frau, trieb ihn hierhin und dorthin durch die Lüfte und führte ihn alsdann sanft zur Erde nieder. Der Himmel hatte gesprochen. Das neue Kloster der Cisterzienser erstand am Rudafluß, und dort, wo der Schleier seine Stätte gefunden, erhob sich alsbald der hohe Chor der Kirche. Also geschah es anno 1258 nach Christi Geburt.

So weit die Sage. Ein glücklicher Zufall aber hat uns die Urkunde aufbewahrt, in der der Herzog in dem genannten Jahre am 21. Oktober der neuen Gründung eine Menge Rechte verlieh im Einverständniß mit seiner Gemahlin Euphemia und seinen drei Söhnen und unter der Zeugenschaft von gewichtigen Männern geistlichen und weltlichen Standes. Für alle seine Besitzungen soll das Kloster zur heiligen Jungfrau auf immer befreit sein von der Gerichtsgewalt der herzoglichen Kastellane, so daß seine Leute nur von dem Herzog gerichtet werden können, aber auch dann sollen alle Bußen dem Abte zufallen. Er allein hat zu richten bei einem Streite der Untertanen unter einander und zieht die Buße ein, selbst im Falle des Totschlages; ist aber ein Fremder daran beteiligt, spricht er zugleich mit dem herzoglichen Richter Recht. Alle herzoglichen Gerechtsame stehen dem Abte auf den Stiftsgütern zu: die Jagd des Wildes, der Biberfang, die Nutzung an

Wald und Wasser. Und er ist frei von aller polnischen Last von Stroza, Prewod, Powoz, Poradlne, Zoll, Tribut und Zins, von allen ordentlichen und außerordentlichen Diensten.¹⁾

Diese Urkunde setzt ihrem Wortlaute nach das Bestehen des Klosters schon voraus; da aber Wladislaus selbst es als von ihm begründet bezeichnet, so liegt kein Grund vor, schon einen längeren Bestand anzunehmen, und wenn auch vielleicht nicht mehr im Jahre 1258, so muß es doch wenig früher entstanden sein. So kann man auf Grund des Diploms dieses Jahr wohl als das Gründungsjahr bezeichnen.

Zuerst hieß die neue kirchliche Stätte nach ihrem fürstlichen Gründer das Wladislauskloster, aber bald verschwindet dieser Name und macht dem des Flüsschens Platz, an dessen Ufern sie entstanden war. Kein Blatt Papier oder Pergament berichtet davon, wie das geschah, und doch vermögen wir es uns wohl vorzustellen, wie aus dem Mutterkloster Andreons eine Anzahl Mönche nach dem sumpfigen Ufer der Ruda ziehen; fürstliche Beamte empfangen sie dort und messen ihnen den Platz zum Kloster zu und geleiten sie um die Grenze des Gebietes, das des Herzogs Huld ihnen gewährt. Bald schallt lauter Axtklang durch den stillen Forst, eifrig sind die Hörigen bei der Arbeit, den Platz zu roden, wo des Klosters Bau emporsteigen soll, und vielleicht bezeichnet schon von Beginn an ein Kreuz die Stelle, an der auf dem zukünftigen Hochaltare das Messopfer dereinst Tag für Tag gefeiert werden soll. In dürftigen Holzhäusern wohnen inzwischen die Söhne des hl. Robert, bis der Bau vollendet ist. Dann treffen endlich auch die übrigen Brüder ein, die das Mutterkloster entsendet.

Fest war das hierarchische Gefüge des Ordens von Citeaux, eine Kirche in der Kirche, jedes neue Kloster die Tochter einer älteren Stiftung und vielleicht wieder die Mutter neuer. Die große Mutter aller aber blieb das Kloster bei Dijon, sein Abt war der Erzabt der ganzen klösterlichen Gesellschaft, die sich über den Erdbteil mehr und mehr verbreitete, und auf seinen Befehl kehrten die Äbte aus der weitesten ferne zum Generalkapitel dort ein. Auch Raudener Äbte sind dorthin gereist. Unser Kloster aber ist auch selbst wieder die Mutter einer neuen Stiftung auf Oberschlesiens Boden geworden, des Klosters Himmelwitz.

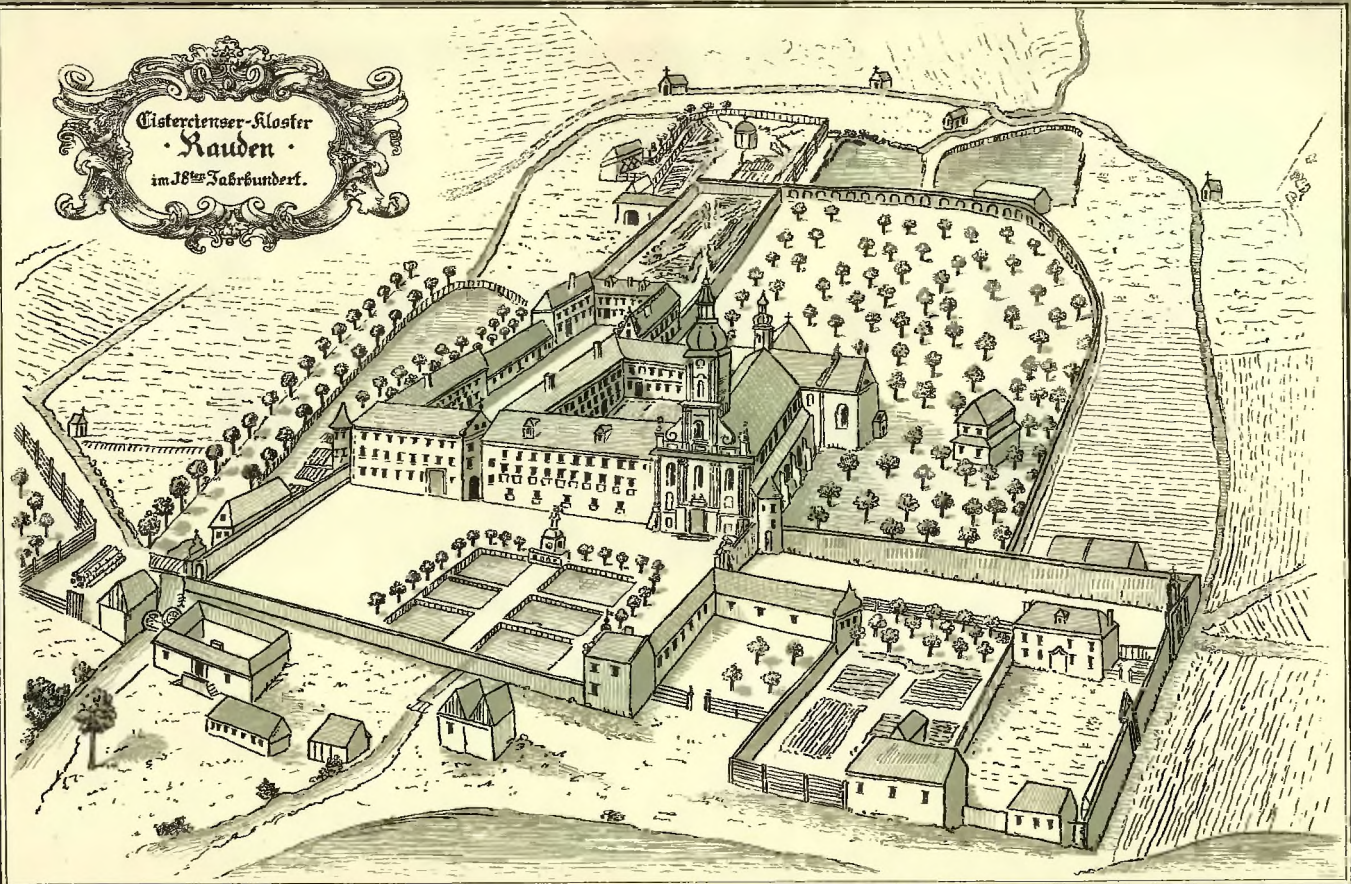
¹⁾ Stroza = Wache, eine Abgabe von Korn und Hafer für die Besatzung der Schlösser; Prewod = Geleite, das dem Herzoge zu Wasser und zu Lande von einem Orte zum anderen zu leisten war; Powoz = Vorspannführen bei fürstlichen Reisen; Poradlne = Hufengeld. In den lateinisch geschriebenen Urkunden des Mittelalters wurden bisweilen gewisse technische Ausdrücke der betreffenden Volkssprache, also hier des Polnischen, im Original wiedergegeben, um das Betreffende genauer und verständlicher zu bezeichnen als wie es durch eine lateinische Umschreibung möglich gewesen wäre.

Wir haben schon von der Schlichtheit der Kirchen gesprochen, die die Ordensregel forderte. Es erscheint auffällig, wenn daneben die Klostergebäude öfters als prachtlrohende Schöpfungen der Gotik ausgeführt wurden: Refektorium, Kapitelsaal, Kreuzgang, Abthaus und woran sonst die Kunst sich voll entfalten konnte. Hingewiesen sei nur auf zwei im heutigen Württemberg liegende Abteien des Cisterzienserordens: das jetzige königliche Jagdschloß Bebenhausen und die eine Schule der landeskirchlichen Geistlichkeit, Memleben, ein Name, der uns in der Geistesgeschichte des schwäbischen Stammes oft genug entgegenschallt.

Im Urwald an der Ruda war auch in der Folgezeit von hoher Kunst und froher Pracht ihrer Formen sicher wenig zu spüren. Dürftig mögen die Gebäude der Klausur gewesen sein bis zum Neubau im Zeitalter der Gegenreformation. Nur die Klosterkirche selbst machte eine Ausnahme. Sicher noch im 13. Jahrhundert entstand der Bau, unter deren Gewölben sich noch heut die Gemeinde von Groß-Rauden zum Gottesdienst versammelt. Aber nur ein geübtes Auge vermag unter der Hülle, unter der spätere Zeiten ihn verborgen, den alten Bestand festzustellen und sich dann auch hier an den keuschen Formen und schlichten Verhältnissen zu erfreuen, wie sie der praktische Sinn der Brüder von Cîteaux an ihren Kirchen anzuwenden liebte. Bei der strengen Zentralisation des Ordens wird es uns nicht Wunder nehmen, wenn schließlich die meisten Kirchen, ohne slavische Nachbildungen zu sein, auf ein oder mehrere Grundtypen zurückgehen, die sich unschwer erkennen lassen. Wir haben zwei dieser Typen zu unterscheiden: den reichen des Mutterklosters Cîteaux und den einfacheren von Fontenay. Dieser liegt auch unserem Bau zu Grunde.

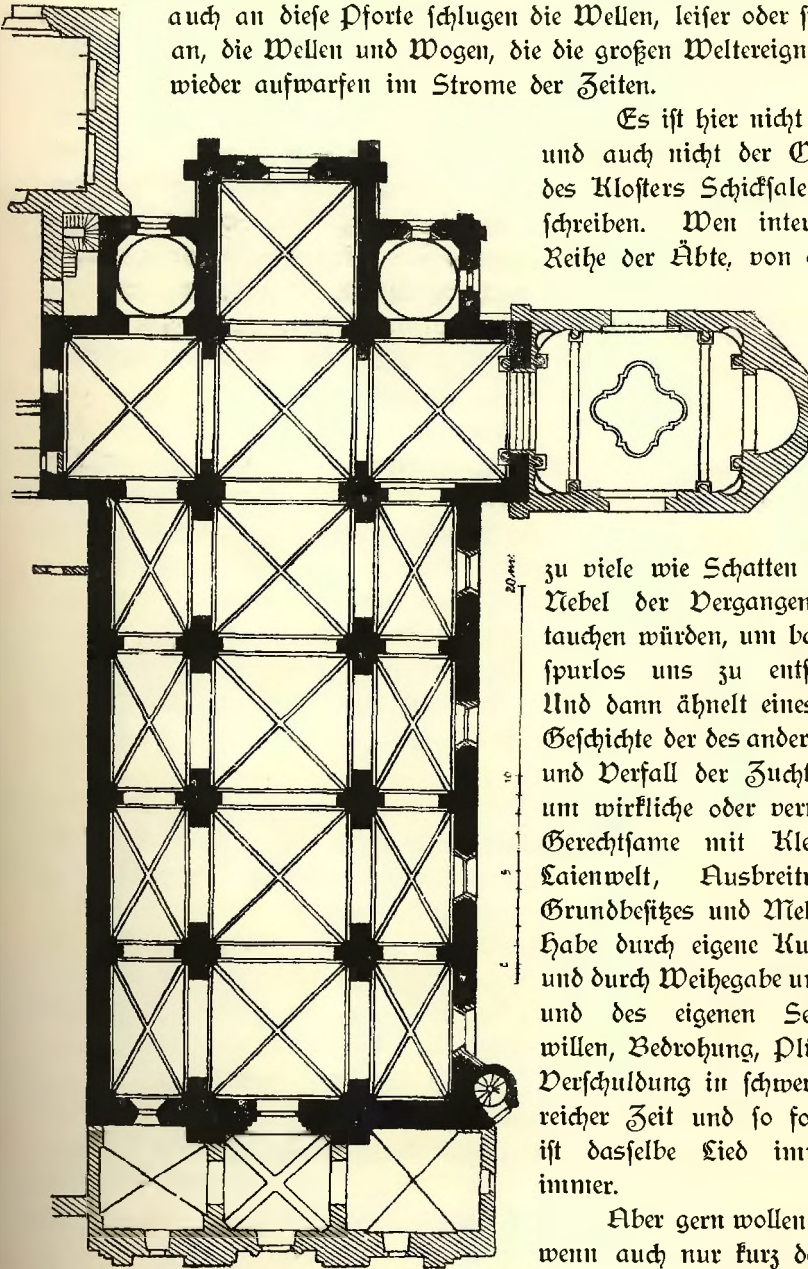
Der beigegebene Grundriß läßt uns eine kreuzgewölbte Basilika mit Querhaus erkennen; das ist etwas sehr gewöhnliches. Was uns aber den Bau als Cisterzienserklosterkirche zeigt, das ist zunächst das Fehlen eines Turmes, denn dieser würde im Grundriß durch seine größere Mauerstärke erkennbar sein. Dann aber vor allem der geradlinige Abschluß des Chores ohne Apsiden. Aus der einfachen schwarzen Umrahmung des Grundrisses vermögen wir wohl das Bild wieder erstehen zu lassen, das sich bis zum 17. Jahrhundert dem Auge des Beschauers bot: eine Kreuzkirche in Ziegelrohbau, ein schlanker Dachreiter über der Vierung, etwas reicher ausgestaltet die Schaufseite im Westen, vielleicht der Giebel durch Blenden belebt, als ihr Prachstück aber das viermal abgetreppte Hauptportal, das jetzt im Dunkel der später vorgelegten Turmhalle den meisten Besuchern des Gotteshauses kaum in die Augen fällt.

In dieser Gestalt sah es die Geschlechter der Menschen an sich vorüberziehen, und ob es auch eine Stätte der Einsamkeit sein sollte und war,



auch an diese Pforte schlugen die Wellen, leiser oder stürmischer, an, die Wellen und Wogen, die die großen Weltereignisse immer wieder aufwarfen im Strome der Zeiten.

Es ist hier nicht der Raum und auch nicht der Ort, genau des Klosters Schicksale niederzuschreiben. Wen interessiert die Reihe der Äbte, von denen nur



zu viele wie Schatten aus dem Nebel der Vergangenheit auftauchen würden, um bald wieder spurlos uns zu entschwinden. Und dann ähnelt eines Klosters Geschichte der des anderen: Blüte und Verfall der Zucht, Kampf um wirkliche oder vermeintliche Gerechtsame mit Klerus und Laienwelt, Ausbreitung des Grundbesitzes und Mehrung der Habe durch eigene Kulturarbeit und durch Weihegabe um Gottes- und des eigenen Seelenheiles willen, Bedrohung, Plünderung, Verschuldung in schwerer, fehde-reicher Zeit und so fort — es ist dasselbe Lied immer und immer.

Aber gern wollen wir doch, wenn auch nur kurz des gedens-
fen, wie die arbeitsamen Söhne

Roberts Wohltäter des Landes wurden, das fürstliche Huld ihnen gewährt. So stark allerdings war hier die Rodung des Waldes nicht, wie es anderswo

geschah, so z. B. auch bei den großen Cisterzienserklöstern Niederschlesiens, Leubus, Grüssau, Heinrichau und Kamenz. Aber trotzdem mangelte die kolonisatorische Tätigkeit auch hier nicht. So setzte im Jahre 1263 der Palatin Mrocow von Oppeln auf Bitten des ersten Abtes Peter und unter Zustimmung des Herzogs Wladislaus das Dorf Staynica (Stannitz bei Rybnik) und 100 große Hufen von dem Walde Boycow zu deutschem Rechte aus. Sechs Jahre später verlieh derselbe Mrocow mit des Abtes Wissen einem deutschen Manne mit Namen Heinrich von dem genannten Walde 50 große Hufen, um sie nach fränkischem Rechte auszusetzen. Das deutsche Dorf, das damals entstand, hat später den klangvollen Namen Schönwald erhalten und sich als Sprachinsel inmitten einer fast völlig slawischen Bevölkerung seinen deutschen Charakter — nicht ganz ohne fremde Einschüsse — bis heutigen Tages bewahrt.

Über des Klosters Schicksale zur Hussitenzeit ist uns nichts überliefert, schwer aber mag es selbst, schwer mögen auch die Stiftsgüter und Dörfer gelitten haben, als die zügellosen Scharen der Tschechen unter dem Kelchbanner auch Oberschlesien überschwemmten. Die Zeit der Reformation, der Sturmwind des dreißigjährigen Krieges schienen bisweilen auch unserem Kloster, wie sie es so manchen anderen getan, das Lebenslicht ausblasen zu wollen. Dann aber trat ein Umschwung ein, teils eine Folge der veränderten Zeitverhältnisse, teils das Verdienst eines hervorragenden Mannes, des Abtes Andreas Emanuel Pospel, der von 1648 bis 1679 die Geschicke des Stiftes leitete.

Es entsprach den Forderungen der Notwendigkeit, aber auch den Ansprüchen einer kulturell fortgeschrittenen Zeit, wenn er auch an den Neubau des fast in Ruinen liegenden Klosters dachte, und so entstand von 1671 an der Neubau, den wir noch heut sehen und den erst sein Nachfolger Josef I. 1680 vollendete. Aber auch die schlichte Schauseite der Kirche gefiel den Kindern des Barockzeitalters nicht mehr. Infolgedessen wurde ihr die Schmuckfassade mit dem Westturme vorgelegt, die unser Bild zeigt und die sich noch heut dem Auge des Beschauers bietet. Im Vergleich mit anderen Bauten jener Tage erscheint das Ganze noch einfach — man denke z. B. an den Prachtbau der Grüssauer Klosterkirche — die malerische Wirkung aber wird man auch diesem Architekturbilde nicht absprechen dürfen. In den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts wurde außerdem die auf unserem Bilde sofort erkennbare Marienkapelle an das südliche Kreuzschiff angefügt.¹⁾

¹⁾ Das Bild des Klosters, das diesem Aufsatze beigegeben ist, entstammt der handschriftlichen, topographischen Chronik von Wernher in der Stadtbibliothek zu Breslau. Auf dem Plane der Klosterkirche sind diese neuen Anbauten schraffiert.

Dasselbe Jahrhundert aber drückte dann auch dem Innern seinen Stempel derartig auf, daß der Laie der alten gotischen Wölbung kaum achtet. Barock, Rokoko und seine Ausgänge sind an dieser Veränderung beteiligt. Vom alten schlichten Cisterziensergeist ist nichts mehr zu spüren, aber das Ganze ist trotz der verschiedenen Stileinschläge, trotz der gotischen Grundformen des Inneren, doch durchaus einheitlich und von künstlerischem Charakter. Vor allem beanspruchen die neuklassischen Formen, die sich in den jüngsten Teilen der Dekoration geltend machen, unser Interesse. Ein Prachtstück der Schmiedekunst ist das 1687 geschaffene kunstvolle Gitter, das jetzt die Marienkapelle abschließt, einst aber den Laienraum der Kirche von dem für die Mönche bestimmten trennte.

Vieles hatte sich draußen in der Welt und auch drinnen in den Klostermauern seit den Tagen der Gründung geändert, aber das läßt unser Bild wohl erkennen, daß auch noch im letzten Jahrhundert seines Bestehens wie in seinen ersten Tagen das eigentliche Kloster — Kirche und Klausur — der Mittelpunkt eines größeren Ganzen war, das vorwiegend landwirtschaftlichen Charakter trug.

Dieser ihrer wirtschaftlichen Aufgaben hatten auch hier die Mönche vom Orden von Cîteaux nie vergessen; mit um so regerem Eifer aber wurde diese Tätigkeit unter dem großen Friedrich wieder aufgenommen.

Das Einrücken des Preußenkönigs und die Zeiten des Ringens um Schlesiens Besitz lasteten zunächst allerdings schwer auf dem Stift. Denn der König stellte in der neuen Provinz große materielle Anforderungen an die tote Hand, und dazu kam noch, daß das Kloster und sein Besitz mehr als einmal in den Schauplatz der Kämpfe hineingezogen, mehr als einmal von Freund und Feind heimgesucht wurden.

Nach dem Frieden aber sah Friedrich gerade in den großen Feldklöstern geeignete Einrichtungen, um seine Pläne zur wirtschaftlichen Hebung des Landes und zur Vermehrung seiner Steuerfähigkeit durchzuführen. So wurde Anforderung an Anforderung an die Leistungskraft der Stifter gestellt, eine königliche Verordnung drängte die andere und verlangte Maßnahmen, von denen sich manche bald im Anfange als verfehlt erwies; die Stifter aber seufzten schwer bei den unablässigen Eingriffen des Staates. Denn die fürstliche Gewalt des Aufklärungszeitalters griff überall, ohne Rücksicht auf alte, vergilbte Urkunden, brutal ein, im Guten wie im Schlimmen. Aber sie schuf damit auch dauernde Werte für die Zukunft, zumal wenn ein genialer Mann, wie der große alte Fritz, das Ruder des Staates in fester Hand hielt.

Eine kleine Mustertafel möge zeigen, was damals unser Stift leisten sollte und auch zum Teil geleistet hat:

Es sollte ein Schiff auf der Oder halten, Maulbeerbäume zur Seidenraupenzucht pflanzen, eine Drahtziehhütte, eine Bleiche, eine Ölmühle anlegen, für alle Besitzungen Feuerlöschwerkzeuge anschaffen, Bienenzucht treiben, Weber als Kolonisten ansetzen, Alleen pflanzen u. s. w. u. s. w. Förderung von Seiten der Regierung fand natürlich auch die Verhüttung von Eisenerzen, die das Kloster urkundlich nachweisbar schon seit dem 16. Jahrhundert betrieb.

Neben dem Materiellen wurde aber auch das Geistige nicht vernachlässigt. Unter der preussischen Herrschaft entstand in Rauden ein Gymnasium, natürlich noch in den zum Teil schon überlebten Formen klösterlicher Wissenschaft, das die Aufhebung noch um einige Jahre überdauert hat. Auch bei den Bestrebungen Friedrichs, das ganz im Argen liegende Elementarschulwesen Oberschlesiens nach den Plänen des verdienten Schulmannes und Abtes Felbiger zu heben, wurde Rauden mit ins Auge gefaßt. Drei Lehrer seiner lateinischen Schule mußte es nach Sagan schicken, um dort die Methoden des Abtes zu studieren und danach selbst Lehrer vorzubilden.

So entwickelt sich noch einmal — dem Abendrote vergleichbar — kurz vor seinem Absterben eine rege Tätigkeit mannigfacher Art auf dem Boden des Klosterlandes, von der Gunst seiner Herrscher getragen.

Nachdem Friedrich das politische Mißtrauen gegen die schlesischen Katholiken überwunden hatte, zeigte er sich gerade den Cisterzienseräbten sehr geneigt; bekannt ist ja das vertraute Verhältnis, in dem er zu dem Abte Tobias Stusche von Kamenz stand. Auch einen Raudener Abt hat er besonders ausgezeichnet. Als er 1779 durch Oberschlesien kam und in Rauden die Pferde wechselte, unterhielt er sich aufs gnädigste mit dem Abte Augustin (1753 bis 1783) und lud ihn 1783 während eines Aufenthalts in Kosel zur Tafel.

Im Jahre 1806/1807 zog der unglückliche Krieg auch Rauden wieder in Mitleidenschaft; denn es mußte fast unerschwingliche Lieferungen an die französischen Behörden machen, das Kloster selbst aber wurde zu einem Lazarett eingerichtet. Der Merkwürdigkeit halber sei hier eines Gastes gedacht, den es damals in seinen Mauern beherbergte: das war der verwundete Wachtmeister Guindet vom 10. französischen Husarenregiment; der hatte bei Saalfeld am Unglückstage des 10. Oktobers 1806 dem Prinzen Louis Ferdinand den tödlichen Stoß beigebracht, der dem Leben eines herrlich begabten und doch nie zur Reife der Persönlichkeit durchgerungenen Mannes ein Ende machte. Nach den Erzählungen des Franzosen hat Dr. f. Richter in den alten schlesischen Provinzialblättern von 1808 einen Bericht veröffentlicht. Sachkenner aber meinen, daß Monsieur Guindet, bewußt oder

unbewußt, etwas geslunfert haben müsse, da so, wie er ihn geschildert, der Vorgang sich nicht habe abspielen können.

Und dann kam das Ende. Im Jahre 1810 traf auch Rauden das Schicksal der Aufhebung und schnitt eine Jahrhundert lange Entwicklungssreihe rauh ab. Preußen tat nur, was so und so viel andere große und kleine Staaten vor ihm getan hatten. Je nach dem Standpunkte des Beurteilers wird das Urtheil darüber immer verschieden sein. Das ist klar, daß formales Recht damals bei uns, wie im übrigen Deutschland gebrochen wurde, daß die geistlichen und reichsstädtischen Souveränitäten, die durch den Reichsdeputationshauptschluß einfach beseitigt wurden, dasselbe Recht hatten weiter zu bestehen, wie der Kaiserstaat, wie Preußen und all' die übrigen, die den Raub teilten. Aber wir wissen heut auch, welch' einen Segen jener Rechtsbruch dem ganzen großen Vaterlande gebracht, wir wissen, daß ohne ihn, ob er früher oder später geschah, die verhängnisvolle Kleinstaataerei nie überwunden werden konnte. Anders stand es ja mit der Aufhebung der nicht souveränen geistlichen Körperschaften. Aber auch sie war schließlich doch nur das notwendige Endergebnis einer längeren Entwicklungsreihe. Das bettelarme Preußen konnte damals gar nicht anders handeln, aber es konnte auch zu keiner ungeeigneteren Zeit die Enteignung der toten Hand vornehmen. Wo waren damals kauftüchtige Bewerber um den weiten Besitz! Der Staat hat wenig Vorteil davon gehabt.


Rauden hatte ein freundlicheres Schicksal als so viele der damals aufgehobenen Stifter. Im Jahre 1812 wurde es mit seinen eigenen und mit den Ratiborer Stiftsgütern durch Königliche Kabinettsordre dem Kurprinzen von Hessen-Kassel überlassen, um schließlich an einen Zweig der ehemaligen reichsfreien gräflichen Familie von Hohenlohe überzugehen. Damit trat der Ort in eine neue Phase seiner Entwicklung ein. Wer ihn heut durchwandert, der empfindet es bald, daß er eine kleine Residenz vor sich hat mit all' den leicht erkennbaren, oft aber auch nur fühlbaren Einflüssen, den die auch nur zeitweise Anwesenheit eines Hofes auf das Ganze ausübt. Der stille Friede ländlicher Natur drückt ihm außerdem sein Siegel auf. Und so eilt aus dem Staub und Rauch des nahen Industriebezirks gar mancher gern hierher zur Ruhe am Sonn- und Feiertag, zur Erholung nach saurerer Wochenarbeit.

Möge er dabei auch freundlich derer gedenken, die einst vor Jahrhunderten am Ufer der Ruda das Kloster als einen Kulturmittelpunkt schufen, der fleißigen Mönche von Cister!

Volksbibliotheken in Oberschlesien.

Von

Verbandsbibliothekar Kaifig, Gleiwitz.

olksbibliotheken als öffentliche Einrichtungen, als Bildungsstätten für die breiten Massen des Volkes sind eine Errungenschaft des vorigen Jahrhunderts und eine Konsequenz der allgemeinen Volksschule. Ihre Aufgabe ist, eine Schule für die Erwachsenen zu sein, ihnen Gelegenheit zur Weiterbildung zu geben, daneben gute Unterhaltung zu bieten und die jeweils am Orte bestehenden Berufszweige zu fördern durch Pflege der entsprechenden Fachliteratur. Durch ihr bloßes Bestehen und durch Einrichtung von Lesezimmern wirken sie außerdem der Verbreitung schlechter Lektüre und dem Kneipenleben entgegen. In England und Amerika bestehen derartige Anstalten schon seit über 50 Jahren, in England durch ein Gesetz vom Jahre 1850, das den Gemeinden das Recht gibt, für diesen Zweck eine Steuer zu erheben, in Amerika vor allem durch die hochherzigen Stiftungen reicher Volksfreunde. Bei uns in Deutschland hat Bibliotheken mit dem Programm, wie es später in großartiger Weise in den beiden genannten Staaten verwirklicht worden ist, Karl Preusker schon 1840 gefordert, eine darauf gerichtete Bewegung ist aber erst viel später, Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts, in Fluß gekommen, hauptsächlich durch die Bestrebungen großer Bildungsvereine, die sich in den Dienst der Sache stellten.

In diese Zeit, Ende der neunziger Jahre, fallen auch die Anfänge des Volksbibliothekswesens in Oberschlesien, und hier treten noch Gründe nationaler Natur hinzu, die seine Entwicklung beschleunigen. Dies und der weitere Umstand, daß die königliche Regierung die Bewegung selbst anregt, leitet und unterstützt, gibt ihr bei uns das Gepräge. Kreisbehörden, Gemeinden, industrielle Verwaltungen, auch Vereine und private Volksfreunde stellen ihren Einfluß und reiche Mittel zur Verfügung, und diesem edlen Wettstreit gelingt es, im Verlaufe weniger Jahre ein stolzes Kulturwerk zu schaffen, das alle gleichartigen Bestrebungen im übrigen Deutschland weit hinter sich läßt.

Über das allmähliche Wachstum des obereschlesischen Volksbibliothekswesens dürfte das folgende allgemein interessieren: ¹⁾

¹⁾ Benutzt: Dr. Küster, Anleitung zur Einrichtung und Verwaltung von Volksbibliotheken, herausgegeben im Auftrage der königlichen Regierung mit besonderer Berücksichtigung Oberschlesiens. Breslau, 1902, Hirt. Preis 1,25 Mk. Außerdem eine spätere Veröffentlichung desselben Verfassers in der „Schlesischen Zeitung“.

Ende 1896 begann die Regierung die Frage zu prüfen, ob sich die Einrichtung von allgemeinen, öffentlichen Volksbibliotheken empfehlen würde. Der sogleich unternommene Versuch, die Stadt Oppeln zu einem versuchsweisen Vorgehen auf dem noch unbekannten Gebiete anzuregen, mißglückte, die Magistratsvorlage wurde von den Stadtverordneten abgelehnt.

Dieser Fehlschlag war offenbar im wesentlichen auf die noch zu allgemein und unbestimmt gehaltene Art der Anregung zurückzuführen. Es galt deshalb vor allen Dingen ein klares Programm mit scharfer Begrenzung von Zweck und Ziel aufzustellen. Das geschah Anfang 1897 nach Beratung mit verschiedenen Bürgermeistern und anderen ortskundigen Persönlichkeiten aus dem Industriebezirk. An der Hand der alsdann bei ihrer Durchführung gesammelten Erfahrungen haben sich diese ursprünglichen Grundzüge allmählich zu einem Programm ausgestaltet.

Die erste obererschlesische Volksbibliothek wurde am 10. Juli 1897 in Kattowitz¹⁾ eröffnet. Tarnowitz folgte am 11. Februar 1898, Königshütte am 1. April 1898. Die Erfolge dieser ersten Bibliotheken erwiesen sich sogleich als überraschend glücklich. Einerseits wurde eine im Vergleich mit anderen Volksbibliotheken beträchtliche absolute Zahl von Lesern und Ausleihungen erzielt; ferner verteilten sich die Ausleihungen ziemlich gleichmäßig auf die verschiedenen Bevölkerungsklassen, und endlich wurden sämtliche Bücher pünktlich und unbeschädigt zurückgegeben. Daß auf diese Weise alle anfänglich hervorgetretenen pessimistischen Befürchtungen sofort schlagend widerlegt worden sind, ist für den Fortgang der Bewegung entscheidend gewesen.

Schon Anfang 1898 verbesserte und erweiterte der Bürgerverein Heiduf die bereits seit mehreren Jahren an verschiedenen Orten des Amtsbezirks Heiduf (Kreis Beuthen) von ihm unterhaltenen kleinen Volksbibliotheken, und im Laufe des Jahres 1898 konnten ferner in Kosdzin (März), Laura-hütte (Oktober), Zabozze (Oktober), Bogutschütz (November) und Zalenze (Dezember) Volksbibliotheken eröffnet werden. (Es sei hier hinzugefügt, daß auch die große Volksbibliothek zu Alt-Zabrze [Donnersmarkhütte] als eine der ersten Oberschlesiens im März 1898 errichtet worden ist.)

Ihnen folgten 1899: Bobref (Februar), Paulsdorf (April), Beuthen (Mai), Neudorf (Mai), Ober-Heiduf, jetzt Bismarckhütte II (September), Myslowitz (Oktober), Nicolai (Oktober) und Chorzow (Dezember).

Im Jahre 1900: Groß-Gorzütz (Mai), Gleiwitz-Stadt und Gleiwitz-Petersdorf (Juni), Dylofen (Oktober), Ornontowitz (Oktober), Klein-Zabrze

¹⁾ Neuerdings wird die Priorität in dieser Beziehung von Bismarckhütte, dem früheren Heiduf, in Anspruch genommen. Dort bestanden bereits in den achtziger Jahren Volksbibliotheken, die aber lange Zeit aus Mangel an Mitteln nur vegetierten.

(November), Biskupitz (November), Deutsch-Krawarn (November) und Beneschau (November).

Im Jahre 1901: Michalkowitz, Eudgierzowitz, Schillersdorf und Langendorf (Januar), Antonienhütte (Februar), Klein- und Groß-Hoschütz (März), Radzionkau (Mai), Maczeikowitz (Juli) und Hohenlohehütte (August).

1902 wurden eröffnet: Godullahütte und Klein-Dombrowka (Januar), Halemba, Kunzendorf und Borsigwerk (Februar), Schmaridt, Schwientochlowitz und Mikultschütz (März), Kochlowitz und Dorotheendorf (April), Roßberg und Kobier (Juni), Deutsch-Piekar, Lagiewnik und Herminenhütte (Juli), Orzegow (August), Zülz (September), Scharley und Kreuzdorf (Oktober), Zawadzki (November), Konstadt (Dezember).

1903 wurden eröffnet: Ruda und Oppeln (Januar), Brzezinka (Februar), Domb (März), Lipine (April), Bykowne und Oberglogau (Mai), Schönwald, Kreis Gleiwitz (Juni), Schomberg und Laband (Juli), Peiskretscham, Richtersdorf, Schönwald, Kreis Kreuzburg und Hultschin (Oktober), Birkenhain und Landsberg (Dezember). Außerdem wurden im Oktober 1903 die ersten Kreiswanderbibliotheken errichtet, und zwar Oppeln mit 14 und Tarnowitz mit 28 Stationen (Ausgabestellen).

Hiermit war die erste Periode der oberschlesischen Volksbibliothekenbewegung abgeschlossen: ein Teil der in erster Linie bedürftigen Orte war versorgt, und vor allen Dingen waren bei dieser Arbeit maßgebende Erfahrungen hinsichtlich der Methode der Begründung und Leitung einer oberschlesischen Volksbibliothek und bezüglich der Bücherwahl gesammelt worden. Es handelte sich nunmehr darum, diese Erfahrungen gleichsam in einem Sammelbecken zusammen zu fassen und sie von dort sowohl zur Begründung neuer Anstalten wie zur gleichmäßigen, gleichwohl aber den Bedürfnissen der jeweiligen Örtlichkeit angepaßten Weiterentwicklung den einzelnen Interessenten zugänglich zu machen. Zur Erreichung dieser Zwecke und gleichzeitig zur Pflege des Gemeinschaftsgefühls der Bibliotheksverwalter wurde zum 1. Oktober 1903 der Verband der oberschlesischen Volksbibliotheken ins Leben gerufen, mit dessen Wirksamkeit die zweite Periode in der Entwicklung unserer Volksbibliotheken begann.

Der Schwerpunkt des Verbandes liegt in der Tätigkeit des Verbandsbibliothekars, welcher seinen amtlichen Wohnsitz in Gleiwitz hat, um von diesem günstig gelegenen Orte aus eine Bibliothek nach der anderen zu besichtigen, ihre Einrichtungen zu vergleichen, sie durch seinen sachverständigen Rat weiter zu entwickeln und durch Rat und Tat zu fördern. Neben dieser Wirksamkeit, über deren Ergebnisse er der Regierung fortlaufend berichtet, liegt dem Verbandsbibliothekar die Pflicht ob, unterstützt von einem Stabe

freiwilliger oberschlesischer Mitarbeiter ein Verzeichnis der besten und hier zu Lande bereits in der Praxis bewährten Bücher aufzustellen, die selbstverständlich vornehmlich in politischer und konfessioneller Hinsicht durchaus einwandfrei sein müssen.

Dieser „Verbandskatalog für oberschlesische Vollsbibliotheken“ ist im vorigen Herbst erschienen. Als Musterkatalog wird man ihn füglich nicht bezeichnen dürfen. Musterkataloge lassen sich nicht aus dem Boden stampfen, und besonders schwierig gestaltet sich ein solches Unternehmen in unserem Bezirke, der auf sprachlichem und geistigem wie auf wirtschaftlichem Gebiete so verschiedenartige Interessen und Gegensätze in sich vereinigt. Die Ordnung und Veröffentlichung des gesammelten Materials in einem vorläufigen Verzeichnisse ließ sich aber, abgesehen von dem seitens vieler Bibliotheksverwaltungen geäußerten dringenden Wunsche nach einer die oberschlesischen Verhältnisse berücksichtigenden Zusammenstellung von Büchern, schon deswegen nicht weiter hinauschieben, weil erst nach seiner Fertigstellung an den zweiten Teil des Begründungswerkes unserer Vollsbibliothek, die Versorgung der ländlichen Bezirke durch Kreiswanderbibliotheken, in größerem Stile herantreten werden konnte. Als Anfangspunkt, nicht als Endpunkt einer Entwicklung ist also der Verbandskatalog zu betrachten.

Zur Anbahnung der so dringend erwünschten Gleichförmigkeit in den Einrichtungen des inneren Betriebes ist kürzlich eine Zentralstelle für Drucksachen geschaffen worden. folgende formulare haben sich als praktisch erwiesen:

1. Jedes Buch erhält eine Buchkarte.
2. Jeder Leser erhält eine Leserkarte.
3. Jede Bibliothek führt eine Leserliste und einen Zettelkatalog, außerdem ein formular für den Tagesabschluß als Vorbereitung für die alljährlich wiederkehrende Statistik.

Weiter ist nichts erforderlich. In der letzten Oktobernummer dieser Zeitschrift hat ein Herr Schiller aus Gottschdorf ausführlich ein im wesentlichen den Vorschlägen der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Berlin, entsprechendes System von Drucksachen vorgeführt, das im Vergleich zu dem bei uns schon seit Jahren eingeführten als unpraktisch und schwerfällig bezeichnet werden muß.

Unser System hat folgende Vorzüge:

1. Die formulare sind nur halb so groß, also handlicher.
2. Die Leserkarten werden nicht in Stößen aufbewahrt, sondern jeder Leser führt seine Karte bei sich und legt sie beim Umtausch vor. Resultat: Zeiterparnis bei der Abfertigung, denn das Heraussuchen der Karten fällt weg.

3. Die Bucharten werden gleichfalls nicht in Stößen geordnet aufbewahrt, sondern ruhen in ihren Büchern, werden ihnen bei der Ausgabe entnommen und nach Ausgabetagen geordnet im Zettelfasten aufbewahrt. Das gibt eine spielend leichte Übersicht der säumigen Leser, gestattet also ohne Mühe, in der Innehaltung der Lesefristen strenge Ordnung zu halten, ein sehr wesentlicher Vorteil. Ein weiteres Eingehen auf diesen Gegenstand erübrigt sich wohl, da er des allgemeinen Interesses entbehrt.

Die neueste Veröffentlichung des Verbandes oberschlesischer Volksbibliotheken ist die Statistik für das Rechnungsjahr 1903/04, wegen der Bearbeitung des Verbandskatalogs und anderer dringender, insbesondere organisatorischer Arbeiten erst im Januar d. J. herausgegeben.

Wir entnehmen ihr das folgende:

A. Nach Kreisen geordnete Übersicht der ständigen Volksbibliotheken.

Laufende Nr.	Volksbibliothek zu	Ein- wohner- zahl	Träger der Anstalt, Name und Beruf des Vorstehenden	Bändezahl am 31. März 1904	Gesamtzahl der Entlehnungen im Rechnungs- jahre 1903/04
--------------	-----------------------	-------------------------	---	-------------------------------------	--

Kreisfreie Städte.

1	Kattowitz.	35 000	Der örtliche Gewerbeverein. Gymnasialdirektor Professor Dr. Hoffmann.	4000	28 086
2	Königshütte I.	60 000	Volksbibliotheksverein. Erster Bürgermeister Stolle.	3737	26 693
3	Königshütte II. (Werksbibliothek.)		Erst 1904 eröffnet.	Nicht festgestellt.	Nicht festgestellt.
4	Bentzen.	60 000	Volksbibliotheksverein. Oberbürgermeister Dr. Brüning.	1684	23 698
5	Gleiwitz- Altstadt.	60 000	Volksbibliotheksverein.	4204	34 960
6	Gleiwitz- Petersdorf.		Erster Bürgermeister Mentzel.	1965	13 406
7	Oppeln.	30 000	Volksbibliotheksverein. Stadtbaurat Spiller.	2100	35 482

Laufende Nr.	Volksbibliothek zu	Ein- wohner- zahl	Träger der Anstalt, Name und Beruf des Vorsitzenden	Bände- zahl am 31. März 1904	Gesamtzahl der Entlehnungen im Rechnungs- jahre 1903/04
--------------	-----------------------	-------------------------	---	--	--

Kreis Beuthen O.S.

8	Bobref.	5900	Julienhütte. Direktor Tramer.	3500	10 845
9	Bismarckhütte I.	5000	Bürgerverein Bismarckhütte. Dr. Niepel, Arzt.	803	6128
10	Bismarckhütte II.	6500	Derselbe.	886	8052
11	Bismarckhütte III.	5000	Derselbe.	923	6912
12	Neu-Heiduf.	6000	Derselbe.	982	6338
13	Godullaßhütte.	5000	Volksbibliotheksverein. Rektor Sciuf.	975	8243
14	Rosßberg.	16 000	Die Gemeinde. Gemeindevorsteher Reitzenstein.	1190	14 288
15	Deutsch-Piekar.	7000	Volksbibliotheksverein.	536	4794
16	Łagiewnik.	8500	Volksbibliotheksverein. Rektor Bednara.	559	5367
17	Orzegow.	6300	Volksbibliotheksverein. Hauptlehrer Borth.	510	8530
18	Scharley.	10 000	Die Gemeinde. Gemeindevorsteher Maschinenmeister Sipper.	949	7422
19	Łipine. ¹⁾	17 000	Die Schlesiſche Aktien-Gesell- schaft für Bergbau und Hüttenbetrieb. Bergrat Remy.	1272	10 977
20	Schwientochlo- witz.	17 000	Die Gemeinde. Gemeindevorsteher Tannheiser.	1130	8650
21	Schomburg.	3000	Die Gemeinde. Amtsvorsteher Schigulski.	344	4110
22	Birkenham.	4000	Der Volksbibliotheksverein. Kommissarischer Gemeindevor- steher Bergverwalter Trieb.	361	1081

1) Gehört dem Verbands oberſchleſiſcher Volksbibliotheken nicht an, erteilt aber bereitwillig Auskunft.

Laufende Nr.	Volksbibliothek zu	Ein- wohner- zahl	Träger der Anstalt, Name und Beruf des Vorsitzenden	Bände- zahl am 31. März 1904	Gesamtzahl der Entlehnungen im Rechnungs- jahre 1903/04

Kreis Kattowitz.

23	Laurahütte.	30 000	Die Gemeinde. Gemeinde- und Amtsvorsteher Schroeter.	1513	12 291
24	Bogutschütz.	17 000	Die Gemeinde. Amts- und Gemeindevorsteher Hingner.	1385	10 440
25	Żalenze.	14 000	Vorläufig ein Kuratorium. Hauptlehrer Benczeß.	1303	1906
26	Rosdzin.	9000	Der Volksbibliotheksverein. Gemeindevorsteher Mimieß.	1800	19 800
27	Chorzow.	10 000	Desgleichen Ohne Vorsitz.	1189	4128
28	Mysłowitz.	13 000	Desgleichen. Bürgermeister Dr. Heuser.	1181	18 000
29	Antonienhütte.	7000	Ein Kuratorium. Dr. Seiffert, Beuthen O.-S.	1287	5149
30	Hohenlohehütte.	2400	Fürstlich Hohenlohe'sche Hüttenverwaltung. Hauptlehrer Pierschke	795	4734
31	Klein- Dombrowka.	7000	Der Volksbibliotheksverein. Baumeister Chmielors.	1066	3682
32	Łalemba.	1350	Ein Kuratorium. Hauptlehrer Duffa.	408	828
33	Brzezinka.	6000	Der Bibliotheksverein. Amtsvorsteher Łuda.	422	3560
34	Kochłowitz.	4800	Ein Kuratorium Hauptlehrer Chuballa.	496	2503
35	Maczeikowitz.	1000	Die Gemeinde und die Ver- waltung der Königs- und Laurahütte.	385	1200
36	Domb.	10 000	Ein Kuratorium. Pfarrer Krocke.	897	6223
37	Bykowne.	1400	Die Gemeinde. Hauptlehrer Mißa.	356	2020
38	Michalkowitz.	3000	Fürstlich Hohenlohe'sche Bergverwaltung.	450	4374

Kaufende Nr.	Volksbibliothek zu	Einwohnerzahl	Träger der Anstalt, Name und Beruf des Vorsitzenden	Bände- zahl am 31. März 1904	Gesamtzahl der Entlehnungen im Rechnungsjahre 1903/04
--------------	--------------------	---------------	---	--	---

Kreis Zabrze.

39	Zaborze.	29 000	Der Volksbildungsverein. Königlicher Bergrat Salzbrunn.	1302	19 260
40	Alt-Zabrze. (Werksbibliothek Donnersmarkhütte.)	20 000	Die Donnersmarkhütte. Aktiengesellschaft.	8120	14 620
41	Paulsdorf.	4000	Der Volksbildungsverein. Königlicher Bergwerksdirektor Schlicht.	1421	7080
42	Biskupitz.	13 000	Die Gemeinde.	632	5376
43	Klein-Zabrze.	12 000	Die Gemeinde.	2164	24 543
44	Kunzendorf.	2500	Der Volksbibliotheksverein. Hauptlehrer Schabig.	749	4163
45	Dorotheendorf.	12 000	Die Gemeinde. Gemeindevorsteher Grabka.	1050	7901
46	Ruda.	15 000	Gräflich Ballestrem'sche Werkverwaltung. Königlicher Bergrat Pieler.	1360	6051
47	Borsigwerk.	6000	Das Borsigwerk. Pastor Paulisch.	600	5668
48	Sosniza.	—	Erst 1904 eröffnet.	Nicht festgestellt.	

Kreis Tarnowitz.

49	Tarnowitz.	12 000	Der Volksbibliotheksverein.	1955	18 687
50	Neudeck und Alt-Chechlaw.	400 1600	Der Volksbibliotheksverein. Generaldirektor Bitta.	652 283	610 1936
51	Radzionkau.	11 000	Der Volksbüchereiverein. Amts- und Gemeindevorsteher Wahner.	1128	9486
52	Mikultschütz.	8700	Der Volksbibliotheksverein. Amts- und Gemeindevorsteher Czichy.	687	3998

Laufende Nr.	Volksbibliothek zu	Einwohnerzahl	Träger der Anstalt, Name und Beruf des Vorstehenden	Bände- zahl am 31. März 1904	Gesamtzahl der Entlehnungen im Rechnungsjahre 1903/04
--------------	--------------------	---------------	---	--	---

Kreis Tost-Gleiwitz.

53	Hermineuhütte-Laband.	5000	Eisenwerk Hermineuhütte.	582	3468
54	Laband.		Die Gemeinde.	185	2425
55	Schönwald.	3500	Die Gemeinde.	340	2698
56	Peiskretscham.	4600	Der Volksbibliotheksverein. Hauptlehrer Lokay.	210	2365
57	Richtersdorf.	3400	Der Volksbibliotheksverein. Amtsvorsteher Beck.	401	2184
58	Tost.		—	Nicht festgestellt.	

Kreis Pleß.

59	Nicolai.	7000	Ein Kuratorium. Rektor Fiering.	1270	13 614
60	Ornontowitz.	2000	Der Volksbibliotheksverein. Rentmeister Freimuth.	434	2403
61	Kobier.	1750	Ein Kuratorium. Hauptlehrer Krofer.	341	1731
62	Kreuzdorf.	700	Ein Kuratorium.	298	324

Kreis Kreuzburg.

63	Schönwald.	800	Spar- und Darlehnskasse. Pastor Cochlovius.	189	966
64	Konstadt.	3500	Der Volksbibliotheksverein. Bürgermeister von Kochtitzki.	1510	5549
65	Kreuzburg.	—	Bürgerverein. Königl. Seminarlehrer Gleis.	900	Erst 1904 eröffnet.
66	Schmardt.	1200	Die Gemeinde. Hauptlehrer Waschek.	122	242

Kreis Ratibor.

67	Groß-Gorzytz.	1150	Hauptlehrer Schwior.	194	1926
68	Deutsches Krawarn.	4000	Hauptlehrer Jaschek.	376	1575
69	Beneschau.	1700	Hauptlehrer Przibilla.	246	1407

Gaufende Nr.	Vollsbibliothek zu	Einwohnerzahl	Träger der Anstalt, Name und Beruf des Vorstehenden	Bände- zahl am 31. März 1904	Gesamtzahl der Entleihungen im Rechnungsjahre 1903/04
70	Groß-Hofschütz.	1100	Hauptlehrer Morawetz.	185	1569
71	Schillersdorf.	1520	Hauptlehrer Ulbrich.	169	725
72	Ludgierzowitz.	7100	Hauptlehrer Wilczek.	728	2513
73	Langendorf.	1350	Hauptlehrer Proske.	168	664
74	Klein-Hofschütz.	1000	Lehrer Hruzik.	190	750
75	Hultschin.	3000	Vollsbibliotheksverein. Kreis Schulinspektor Klinke.	385	4267

Kreis Groß-Strehlitz.

76	Zawadzki.	3000	Vollsbibliotheksverein. Forstrat Gutt.	1181	11 239
----	-----------	------	---	------	--------

Kreis Neustadt O.S.

77	Ober-Glogau.	5300	Vollsbibliotheksverein. Bürgermeister Freyhube.	747	10 776
78	Zülz.	3000	Vollsbibliotheksverein. Bürgermeister Badura.	643	5023

Kreis Rosenberg.

79	Landsberg.	1100	Die Stadtgemeinde. Bürgermeister Wiczorek.	94	143
----	------------	------	---	----	-----

B. Zusammenfassung der hauptsächlichsten Ergebnisse der Statistik.

I. Von den oben aufgeführten 79 ständigen Vollsbibliotheken haben die 75 schon eröffneten im Rechnungsjahre 1903/04 insgesamt 584 916 Bücher ausgegeben, das sind durchschnittlich etwa 17 auf den Leser. Die Entleihungen kamen der Bevölkerungsziffer nahe bei 7 Bibliotheken. Sie überschritten dieselbe bei 20 Bibliotheken. Sie erreichten und überschritten

die doppelte Bevölkerungsziffer bei 5 Bibliotheken. Sie überschritten das Dreifache der Bevölkerungsziffer bei 1 Bibliothek.

II. Auf die verschiedenen Büchergruppen verteilen sich die Entleihungen bei den 64 Bibliotheken, die darüber Statistik geführt haben, folgendermaßen:

U = Unterhaltungsschriften (Romane, Novellen, Jugend- und Volkschriften)	278 070
G = Geschichte	30 668
L = Lebensbeschreibung	3 564
E = Erdkunde	16 802
N = Naturkunde	4 768
V = Volkswirtschaft (Technik, Kunst, Erziehung u. s. w.) . .	5 825
S = Sammelwerke und Zeitschriften	38 350
W = Dichterwerke	5 687

Hierzu treten noch als bei einzelnen Bibliotheken besonders geführte

Abteilungen:

Jugendschriften	56 146
Fachschriften	2 833
Kunst und Sprache	848
Religiöse Schriften	1 273

Zusammen 444 834

III. Die Leser (Entleiher) verteilen sich bei den 70 Bibliotheken, die darüber Statistik geführt haben, folgendermaßen auf die Berufsgruppen:

Gruppe I = Handwerkerstand	7 129
„ II = Kaufmannsstand	4 360
„ III = Unternehmer und Beamte in Bergbau und Industrie	1 753
„ IV = Berg- und Hüttenleute (Arbeiter und Unterbeamte)	12 238
„ V = Sonstige Arbeiter (Fabrik-, Lohnarbeiter u. s. w.)	3 710
„ VI = Landwirte (selbständige, Pächter, Inspektoren) . .	685
„ VII = Landwirtschaftliche Arbeiter	626
„ VIII = Beamte (Staats-, Gemeindebeamte, Lehrer), Rechtsanwält anwält, Ärzte u. s. w.	4 913
„ IX = Studierende und Schüler	2 714
„ X = Dienstmädchen	836
„ XI = Personen ohne Beruf (Rentner und Pensionäre)	1 195

Zusammen 40 159

Etwa die Hälfte dieser Leser gehörte demnach der Arbeiterklasse an. (Gruppe IV, V, VII und X.)

IV. Ein besonderer Bücherausschuß besteht bei 39 Bibliotheken.

In ihm sind die verschiedensten Berufsclassen vertreten, u. a. viele Leiter und Lehrer höherer Schulen, Kreisschulinspektoren, Volksschulrektoren und Lehrer. Außerdem:

- | | | |
|---|----|---------|
| 1. Der Bürgermeister bezw. Gemeindevorsteher in | 11 | Fällen, |
| 2. ein katholischer Geistlicher (Pfarrer oder Kaplan) in | 11 | " |
| 3. ein evangelischer Geistlicher in | 3 | " |
| 4. ein katholischer und ein evangelischer Geistlicher in | 3 | " |
| 5. ein katholischer, ein evangelischer Geistlicher und der
Rabbiner in | 2 | " |

Eine Abteilung für jugendliche Leser besteht bei 40 Bibliotheken.

Ein besonderes Lesezimmer ist vorhanden bei 17 Bibliotheken mit zusammen 280 Plätzen.

Wo die Verhältnisse die Aufwendung für ein besonderes Lesezimmer nicht gestatten, wird vielfach wenigstens Lesegelegenheit im Ausleihzimmer geboten. Letztere Einrichtung erfreut sich indessen einer geringeren Beliebtheit, hauptsächlich wohl wegen der mit dem Ausleihgeschäft verbundenen fortwährenden Störung. Dagegen verzeichnen die Lesezimmer eine recht rege Benutzung, insbesondere dort, wo ihre Lage Einrichtung und Ausstattung modernen Anforderungen entspricht. Im ganzen wurden die Lesezimmer im Rechnungsjahre 1903/04 von annähernd 100 000 Personen aufgesucht.

V. Zur Gründung und Unterhaltung der Volksbibliotheken haben außer dem Staate hauptsächlich die Gemeinden und die Großindustrie beigetragen. Letztere insbesondere stellt in immer steigendem Maße ihre reichen Mittel in den Dienst der Sache, die ja auch zum großen Teile der Bildung und Veredelung ihrer Beamten- und Arbeiterschaft zugute kommt. Sieben industrielle Verwaltungen unterhalten größere Volksbibliotheken ganz aus eigenen Mitteln, die größten davon sind die Bibliotheken der Donnersmarchhütte zu Zabrze und der Gräflisch Ballestremschen Verwaltung zu Ruda.

Die Donnersmarchhütte wendet für ihre Beamten- und Arbeiterbibliothek jährlich rund 8000 Mark auf. Es entfällt also auf den Kopf der Belegschaft, die auf rund 7000 Seelen angegeben wird, über eine Mark, und damit sind die uns stets als Muster vorgehaltenen Finanzverhältnisse der besten englischen und amerikanischen Volksbibliotheken wenigstens in einem Falle erreicht. Die Gräflisch Ballestremsche Volksbibliothek zu Ruda, nach dem Muster der Kruppschen Bücherhalle zu Essen eingerichtet, verfügt über einen Ausleihraum, ein großes Lesezimmer und ein Arbeitszimmer für den Bibliothekar und gefällt vor allem durch ihre saubere und gediegene Ausstattung. Dem Armeutegeruch, der unseren Volksbibliotheken noch vielfach zum Vorwurf gemacht wird, geht man überhaupt in neuerer Zeit energisch zu Leibe in der Erwägung, daß unsere Bibliotheken Volks-

institute im besten Sinne des Wortes werden müssen, in dem Sinne, wie es der Herr Oberpräsident bei der Einweihung des Volksheims zu Tarnowitz hervorgehoben hat: für das Volk, also für uns alle. Es sei bei dieser Gelegenheit auf die vornehm-geschmackvolle Einrichtung des Lesezimmers der im Volksheim untergebrachten Tarnowitzer Volksbibliothek besonders hingewiesen.

Neben der Großindustrie verdient dann besondere Erwähnung die Opferwilligkeit der Gemeinden, die nicht nur namhafte Beiträge — bei unseren größeren Gemeinden sind es meist 500 bis 1000 Mark — zahlen, sondern deren Häupter sich, im ganzen in 27 Fällen, selbst an die Spitze des Unternehmens gestellt haben. Im einzelnen verteilen sich die Leistungen folgendermaßen:

Es haben 1903/04 zur Gründung und Erhaltung der Volksbibliotheken beigetragen:

1. Die in der obigen Nachweisung genannten öffentlichen und privaten Organisationen als Träger derselben	25 409,83 Mk.
2. Kreisverwaltungen	800,— "
3. Die Gemeinden	8 576,66 "
4. Die Großindustrie	4 765,— "
5. Vereine und Privatpersonen	2 128,85 "
Hierzu treten Bücherschenkungen, und zwar 4594 Bücher im Werte von	
	6 891,— "

Zusammen 46 571,34 Mk.

Die Staatsleistung betrug einschließlich der Beihilfen

für Kreiswanderbibliotheken 26 000,— Mk.

C. Kreiswanderbibliotheken.

Die Kreiswanderbibliotheken treten in der (nicht gedruckten) Statistik für 1902/03 zum ersten Male auf, und zwar mit 8 Stationen im Anschluß an die Statistik der ständigen Volksbibliotheken. Im Jahre 1903/04 ist ihre Zahl schon auf 42 Stationen angewachsen, und sie stellen in der Statistik bereits eine selbständige Kategorie dar, die Abteilung D. In demselben Verhältnis bewegt sich das weitere Wachstum; die Statistik für 1904/05 wird gegen 200 Wanderbibliotheksstationen aufweisen. Es gibt auch in der Tat kein geeigneteres Mittel, die ländlichen Bezirke schnell und unter verhältnismäßig geringen Kosten mit Lektüre zu versorgen.

Der Name ist treffend gewählt. Die Kreisbehörden versenden eine Anzahl von Bücherabteilungen in Kisten, die zugleich als Bücherschränken benutzt werden können, an ebensoviele Orte, die dann in bestimmten Zeit-

abständen und nach einem festgesetzten Plane die Schrankfisten untereinander austauschen. Durch diese Einrichtung wird erreicht, daß stets frischer Lesestoff vorhanden ist, das Interesse der Leser also immerwährend rege erhalten wird. Und das ist sehr wesentlich. Die Erfahrungen der älteren Volksbibliotheken beweisen durchweg, daß die Benutzung nachläßt, wenn nicht Jahr für Jahr erhebliche Aufwendungen für Auffrischung und Ergänzung der Bücherbestände gemacht werden.

Tews bezeichnet in seinem kürzlich erschienenen „Handbuch für volkstümliche Leseanstalten“ die Wanderbibliothek als die Organisationsform der Zukunft. Das ist sie in der That auch für Oberschlesien, wenn es gelingt, manche Mängel, die diesem System noch anhaften, zu beseitigen. Vor allem trägt die Einrichtung der Kreiswanderbibliotheken eine gewisse Schablone an sich, bei der die örtlichen Bedürfnisse und Interessen häufig zu kurz kommen. Man hat dies mehrfach dadurch zu vermeiden gesucht, daß man eine kleine Anzahl benachbarter Orte, die kirchlich oder wirtschaftlich eine gewisse Einheit bilden, zu selbständigen Unterkreisen zusammenschloß, die ihre Bücher nur untereinander austauschen. Ganz läßt sich dieser Nachteil jedoch nicht beseitigen. Er liegt im System. Dann aber reicht eine Bücherabteilung von 50 bis 100 Bänden in größeren Orten auch nicht entfernt aus, sobald das bei unseren ländlichen Lesern vielfach noch schlummernde Lesebedürfnis erst erwacht. Es ist auch wohl kaum beabsichtigt, durch reichliche Fürsorge von oben die Selbsthülfe ganz zu ersticken, zumal diese auch für den erstgenannten Übelstand am besten einen Ausgleich schaffen kann. Der Weg ist gegeben. Im Gegensatz zu ihrer wohlhabenden Schwester, der ständigen Volksbibliothek, ist die Kreiswanderbibliothek zunächst in der Hauptsache wohl als Bibliothek für den einfachen Mann gedacht, sie kann bei ihren bescheidenen Mitteln den gebildeteren Dorfbewohnern im allgemeinen wenig bieten. Und doch ist gerade dort, bei Lehrern, Guts-, Forst- und sonstigen Beamten, wozu dann als fortgeschrittenes Dorfelement nicht selten noch Kaufleute, Gastwirte und sonstige Gewerbetreibende treten, das Lesebedürfnis am lebendigsten. Gern würde mancher, der die Umstände und Kosten einer ständigen Verbindung mit der Leihbibliothek des benachbarten Städtchens scheut, für die Beschaffung passender Lektüre einen kleinen Beitrag zahlen. Hier bietet sich Gelegenheit zur Bildung kleiner Lesezirkel, die als Träger der Wanderbibliothek auftreten und durch eigene kleine Beiträge, vielleicht auch durch Erschließung sonstiger Einnahmequellen, mögen sie noch so bescheiden sein, mit den Jahren eine kleine, gewählte Stammbibliothek schaffen können. Diese bleibt Eigentum des Lesezirkels und gibt dem alljährlich zufließenden neuen Lesestoff erst die rechte Abrundung. In dieser Form könnte dann die Kreiswanderbibliothek als Ideal bezeichnet

werden, das die Vorzüge beider Organisationsformen vereint und ihre Schwächen vermeidet.

Daß der Weg sehr wohl gangbar ist, beweist die Statistik der Kreiswanderbibliotheken Tarnowitz und Oppeln. Die 3020 Leser des Jahres 1903/04 setzten sich dem Berufe nach folgendermaßen zusammen:

- a) Beamte 348,
- b) Gewerbetreibende 203,
- c) Landwirte und Arbeiter 2469.

Die ersten beiden Klassen nehmen also fast $\frac{1}{4}$ der ganzen Leserschaft ein und fehlen nur in 4 von den 42 Orten gänzlich.

In der Statistik der Wanderbibliotheken sind auch zum ersten Male Erhebungen über die Richtung des Lesebedürfnisses bei unserer ländlichen Bevölkerung angestellt worden. Der bereits besprochene Verbandskatalog teilt die Leser nach ihrem Bildungsgrade und den Stoffen, die sie bevorzugen, in drei Klassen, nämlich in Leseanfänger polnischer Herkunft, in fortgeschrittene und gebildete Leser. Es wird darüber das folgende ausgeführt.

1. Leseanfänger polnischer Herkunft. Diese Klasse hat mit der Leserschaft deutscher Bibliotheken wenig gemein, sie steht erheblich tiefer. Das Lesebedürfnis muß bei ihr meist erst geweckt werden, wobei auch äußerliche Mittel, z. B. bunte Originaleinbände und farbige Bilder, gute Wirkung tun. Der polnische Leser verfügt seiner polnischen Umgangssprache entsprechend über einen geringen Sprach- und Begriffsschatz. Er verlangt daher einfache, von Fremdwörtern und ungewöhnlichen Ausdrücken freie, seinem Auffassungsvermögen nach Raum und Zeit nicht allzu entfernt liegende Lektüre. Kurze Geschichten mit einfachem Satzbau sagen ihm also am meisten zu. Eigens für ihn sind z. B. die Jugendzeitschriften von Jelitto und die „Hohenzollerngeschichten“ von Akler geschrieben. Letzteres Werk, bei seinem Erscheinen vom literarischen Standpunkte einer scharfen Kritik unterzogen, ist dieser rückständigen ersten Leserklasse geradezu „auf den Leib“ geschrieben. Es kann dem schwächsten Anfänger als erstes Buch in die Hand gegeben werden. Solcher Bücher brauchen wir aber noch recht viele, das Akler'sche Werkchen bedeutet für uns geradezu eine Kulturtat, wenn es auch in ästhetischer Beziehung zu wünschen übrig läßt.

Mit besonderer Vorliebe liest unser Anfänger Märchen, weil sie nicht nur der Form nach allen oben angeführten Bedingungen entsprechen, sondern ihn auch stofflich am meisten fesseln. Die Richtung auf das Märchenhafte, Phantastische, Gruselige ist eine bekannte Eigentümlichkeit des polnischsprechenden Oberschlesiens. Er steht, volkspsychologisch betrachtet, noch auf der Kindheitsstufe der vorherrschenden Phantasie. Mit Recht kann man

deshalb die unterste Stufe kurzweg die Märchenstufe nennen. Ausgeprägte Beispiele dieser Lesergattung finden sich in entlegenen Dörfern, wo sie vorherrscht. In dem Maße, wie andere bildende Einflüsse sich geltend machen, insbesondere Industrie und Verkehr, die meist auch mit entwickelteren Schulverhältnissen (Fortbildungsschule u. s. w.) verbunden sind, geht die Zahl der Leser aus dieser Klasse zurück, und in unseren Kulturzentren, den Städten und großen Industrieorten, finden sie sich in ausgesprochener Form nur noch vereinzelt.

2. Fortgeschrittene Leser. Sie bilden das Durchschnittslesepublikum der Städte und großen Industrieorte und lieben spannende Kriegs-, Reise-, See- und Indianergeschichten. Der weibliche Teil bevorzugt den Familienroman und die leichte Novelle. Diese Stufe ist sprachlich gemischt. Zu ihr gehören auch die meisten deutschen Leser. Die erste Stufe haben sie in der Regel mit der Schullektüre hinter sich gelassen.

3. Gebildete, die eine gewähltere Lektüre bevorzugen. Sie sind fast überall vorhanden, befinden sich der Zahl nach jedoch sehr in der Minderheit, während sie an Bedeutung insofern im Vordergrunde stehen, als sie meist die Begründer und Träger der Bibliothek sind.

Die Statistik der beiden oben bezeichneten Kreiswanderbibliotheken hat diese Einteilung im allgemeinen bestätigt, zugleich aber die Vermutung zur Gewißheit erhoben, daß in ländlichen Bezirken die erstgenannte unserem gemischtsprachigen Bezirk eigentümliche Leserkategorie bei weitem vorherrscht.

In zweifacher Weise haben sich die Verwalter der Wanderbibliothekstationen über die Erfahrungen des ersten Jahres geäußert, durch Bezeichnung der fünf meistbegehrten Bücher und durch Angabe, in welcher Richtung sie den Bücherbestand geändert oder ergänzt zu sehen wünschen. Allgemeine Schlüsse schon jetzt zu ziehen, wäre verfrüht, es wird noch reicheres Material abgewartet werden müssen; andererseits ist das, was die Bibliotheksleiter eines halbindustriellen (Tarnowitz) und eines rein landwirtschaftlichen Kreises (Oppeln) unabhängig von einander feststellen, in den übereinstimmenden Zügen immerhin der Erwähnung wert. Übereinstimmend zeigt die Statistik der meistgelesenen Bücher eine außerordentliche Vorliebe für Märchen, Jugendschriften, Reisebeschreibungen, Militärhumoresken und leicht geschriebene, gut illustrierte Kriegs- und Seegeschichten. Stellenweise kommt auch das Interesse gereifter Leser nach belehrenden Werken aus Landwirtschaft, Bergbau und Industrie und nach besseren Romanen (P. Keller) zum Ausdruck. Unverkennbar treten hier wieder die drei Leser-Kategorien zum Vorschein: Der naive Leser, der sich am Märchen und der Jugendschrift ergötzt, der fortgeschrittene, den die Stoffgier erfaßt hat und der am liebsten in auf-

regenden Kriegsgeschichten und abenteuerlichen Reisebeschreibungen (Karl May) schwelgt, und der gebildete Leser, der bessere Romane und belehrende Werke bevorzugt. — Darf nun auch die Statistik der meistgelesenen Bücher insofern nicht als unanfechtbarer Maßstab dessen gelten, was das Volk gern liest, als sie nur ein relatives — in Rücksicht auf die vorhandenen Bücherbestände richtiges — Bild der Lesebeigung entrollt, so kann immerhin angenommen werden, daß sich dieses Bild hinsichtlich der bevorzugten Stoffe kaum mehr ändern wird, zumal die Wunschzettel für Ergänzung der Bestände sich genau in gleicher Richtung bewegen. Wohl aber ist ein Fortschritt innerhalb der angeführten Kategorien, also in den Büchern, möglich und wünschenswert; denn wir haben leider noch recht wenig Bücher, die für unsere Leseanfänger uneingeschränkt empfohlen werden können.¹⁾

Man sieht also, das Bild, das im Vorworte des Verbandskatalogs entworfen wird, ist im allgemeinen richtig. Da aber in ländlichen Bezirken die erste Lesestufe weitaus überwiegt, so erscheint mir eine Anregung aus dem Kreise Neustadt, diese Stufe wieder in einige Unterabteilungen zu zerlegen, sehr beachtenswert. Vielleicht dürfte der Entwicklungsgang einiges Typische an sich tragen, den ich als Leiter einer ländlichen Volksbibliothek bei einem sehr zurückgebliebenen Leser beobachtet habe, der überdies noch aus einer dem deutschen Buche nicht eben freundlich gesinnten Umgebung stammte.

Das erste Buch mußte ich ihm fast aufdrängen. Ein Blick hinein entschied. Es war ein religiöses Bilderwerk. Da es keinen Text aufwies, fand es im elterlichen Hause anstandslos Eingang und wurde eifrig studiert. Nach einigen Tagen brachte er es wieder und bat um ein zweites. „Was für eins?“ „Wieder mit Bildern.“ Ich gab ihm das Buch: Hammer, Bilder aus dem Leben Jesu. Es enthält farbige Bilder in Quartformat, nicht eben künstlerisch, aber gefällig ausgeführt und vor allem recht bunt.

¹⁾ Die Bestrebungen, diesem Übelstande abzuhelpen, bewegen sich in zwei Richtungen: 1. Durchforschung der deutschen Jugend- und Volksliteratur nach geeigneten, einfach geschriebenen Büchern und 2. Schaffung einer eigenen, für diesen Zweck besonders berechneten Literatur. In letzterer Beziehung ist ein erfreulicher Fortschritt gemacht durch ein Preisaus Schreiben der Verlagsfirma Priebatsch, Breslau, das im Anschluß an eine Broschüre des Gleiwitzer Rektors Urbanek im vorigen Herbst veröffentlicht worden ist. Die Urbanek'schen Ausführungen beschäftigen sich einleitend auch mit den Wirkungen der deutschen Volksbibliothek, und zwar in nicht eben optimistischer Weise. M. E. ist darin die moralische Wirkung des deutschen Buches nicht genügend gewürdigt, der unmerklliche, aber übermächtige Einfluß, den jeder ständige Umgang ausübt. Allein schon die negative Seite dieses Umgangs, die Verdrängung und Fernhaltung der falschen Freunde, rechtfertigt alle Opfer, die dafür gebracht werden.

Unter jedem Bilde drei Zeilen erklärenden Textes. Manches Bild, das eine weniger bekannte Begebenheit aus dem Leben des Heilands darstellte, reizte nun doch zum Lesen des Textes: Der Sohn las und übersetzte die Erklärung den älteren Angehörigen. Das nächste Buch war ein Tierbilderbuch mit kleinen Versen, das folgende ein bilderreiches Märchenbuch. Allmählich jedoch wurden die Bilder kleiner und die Texte umfangreicher, bis der Leser endlich bei den Kinder- und Hausmärchen von Grimm angelangt war. Hier verweilte er eine längere Zeit und konnte sich an Märchen nicht satt lesen. Vorsichtige Fragen hatten mir die Gewißheit verschafft, daß die Angehörigen weiterhin regen Anteil an der Lektüre nahmen. Der Leser las still und übersetzte dann. Zuweilen mußte er aber auf Drängen der jüngeren Familienmitglieder, die das Märchen zweimal hören wollten, laut vorlesen und dann übersetzen.

Nach und nach gewöhnte ich meinen Leser an Ausdauer, er erhielt längere Märchen (z. B. von Andersen) und Sagen (z. B. die schöne Melusine). So reifte er zum Genuße einer einfachen Jugenderzählung (Chr. v. Schmid) heran. Auf dieser Stufe mußte ich ihn verlassen. Weitere Nachfragen ergaben, daß er von der einfachen zur patriotischen Jugendschrift übergegangen war, die vielfach durch Darstellung kriegerischer Ereignisse fesselt, aber auch geschichtliche Vorkenntnisse erfordert. In dieser Beziehung hat indessen der Schulunterricht genugsam vorgearbeitet. Die nächste Stufe war Herchenbach, und von diesem Schriftsteller zu der Flut abenteuerlicher und aufregender Reise-, Jagd- und Indianererzählungen ist nur ein Schritt. Gegenwärtig hat er sich auf Karl May gestürzt; es ist zu hoffen, daß er, sobald der Zeitpunkt der unvermeidlichen Übersättigung eintritt, für ernstere Lektüre empfänglich geworden sein wird; denn inzwischen ist erreicht, daß er in der technischen Lesefertigkeit und in der Weite des Anschauungskreises einem deutschen Leser nur noch wenig nachsteht.

Vergleich mit dem Vorjahre und Ausblick.

Am 1. April 1904 bestanden also in Oberschlesien 79 (1903: 68) ständige Bibliotheken und 42 (1903: 8) Stationen von Kreiswanderbibliotheken. Das Jahr 1904 hat folgenden Zuwachs gebracht:

A. Ständige Bibliotheken: Königshütte II, (Werksbibliothek), Sosniza, Tost, Kreuzburg (diese vier sind in die Statistik schon aufgenommen), Groß-Strehlitz, Leschnitz, Siemianowitz, Alt-Berun, Czulow, Bielschowitz, Karf.

Gesichert und nahe bevorstehend ist ferner die Eröffnung folgender Volksbibliotheken: Krappitz, Tichau, Groß-Dombrowka, Mieschowitz, Stahlhammer, Janow.

B. Kreiswanderbibliotheken:

Kreuzburg mit 17 Stationen,		
Lublinitz	"	12
Groß-Strehlitz	"	8
Gleiwitz	"	10
Pleß	"	15
Ratibor	"	33 ¹⁾
Grottkau	"	20
Oppeln weitere	6	"
121 Stationen.		

Hierzu treten noch als unmittelbar vor der Eröffnung stehend:

Neustadt	20 Stationen,
Rosenberg	8
Rybnik	14

außerdem etwa 25 kleine Bibliotheken des Kreises Kreuzburg, die noch nicht in die Kreiswanderbibliothek einbezogen sind, so daß spätestens am 1. Mai d. J.

83 ständige Bibliotheken und

230 Kreiswanderbibliotheks-Stationen, zusammen also

313 Volksbibliotheken vorhanden sein werden.

Die 121 Bibliotheken des Jahres 1903/04 verfügten insgesamt über 85 653 Bücher (1902: 64 000) und versorgten eine Bevölkerung von 767 148 Seelen (1902 rund 700 000). Die Gesamtzahl der mit einer Leihkarte versehenen Leser betrug 63 000 (1902: 35 522). Ständig benutzt haben die Volksbibliotheken rund 37 000 Leser, darunter 20 000 Arbeiter.

Der Sprache nach waren weit über die Hälfte der Leser (genau 22 949) polnisch (bzw. mährisch), die übrigen deutsch.

Ausgeliehen wurden 1903/04 insgesamt 607 463 (1902: 461 000) Bücher.

Den allgemeinen Fortschritt gegen das Vorjahr zeigen auch folgende Zahlen:

1. Eine Ausleihung kostete im Durchschnitt	1902/03	1903/04
	15,8 Pfg.,	12,3 Pfg.
2. Auf 1000 Einwohner entfielen	91 Bücher,	111 Bücher,
3. Auf 1000 Einwohner entfielen	659 Ausleihungen,	792 Ausleihungen.

Zum Vergleich sei angeführt, daß die Berliner Volksbibliotheken nach dem amtlichen Bericht im Jahre 1903 insgesamt 1 285 942 Bücher aus-

¹⁾ Hierunter befinden sich allerdings die acht ständigen Volksbibliotheken des Kreises (außer Hultschin). Diese sind kürzlich in Unterzentralen der Kreiswanderbibliothek Ratibor umgewandelt worden und daher von der Zahl der ständigen Volksbibliotheken in Abzug zu bringen.

gegeben haben. Es entfallen, wenn man die Bevölkerung auf rund 2 Millionen veranschlagt, auf 1000 Einwohner nur 643 Ausleihungen (gegen 792 in Oberschlesien).

Die günstige Entwicklung unserer Volksbibliotheken veranschaulicht folgendes typische Beispiel:

Volksbibliothek Rosdzin	Einnahme Mk.	Bände	Leser	Ausleihungen
1899 . . .	978	780	508	6 000
1900 . . .	973	1332	950	13 400
1901 . . .	995	1550	1181	17 000
1902 . . .	786,75	1700	1500	19 000
1903 . . .	786,45	1800	1654	19 800

Während also die Einnahmen sich in gleicher Höhe halten, in den beiden letzten Jahren sogar gefallen sind, ist die Zahl der Bände auf mehr als das Doppelte, die Zahl der Leser und der Ausleihungen auf mehr als das Dreifache gestiegen.

Über die nächsten Ziele läßt sich nun nicht mehr viel sagen. Die Forderung, daß jedes Dorf neben der Schule und einer gut ausgestatteten Schülerbibliothek seine Volksbibliothek haben müsse, dürfte, wenn das bisherige Interesse der Sache erhalten bleibt, in zwei Jahren verwirklicht sein. Es wird dann unablässig danach gestrebt werden müssen, durch Verbesserung der äußeren und inneren Organisation und Anpassung an die territorialen und örtlichen Bedingungen die Leistungen der Volksbibliotheken zu steigern. Dazu gehört vor allem auch die befriedigende Lösung der Bücherfrage, an der eine freie Vereinigung erfahrener Bibliotheksleiter und sonstiger Freunde der Sache bereits mit Eifer arbeitet. Schon im kommenden Herbst kann voraussichtlich die erste Ergänzung des Verbandskataloges erscheinen, die diesen nach zwei Richtungen erweitern wird:

1. Durch Einstellung einer Anzahl einfacher, für das erste Bedürfnis polnisch sprechender Leseanfänger geeigneter Bücher, um denjenigen Teil unserer ländlichen Bevölkerung, der überhaupt noch nicht liest, in möglichst großem Umfange und rechtzeitig heranzuziehen.

2. Durch Berücksichtigung der neueren Erscheinungen unserer Literatur, um die gebildeten Leser noch mehr für die Volksbibliotheken zu interessieren.

Einen wesentlichen Schritt vorwärts bedeutet die für den 1. April d. J. geplante Begründung eines regelmäßig erscheinenden Verbandsblattes, das erst die rechte Verbindung der Bibliotheken untereinander und mit der Zentralstelle herstellen und einen regen Meinungsaustausch ermöglichen wird.

Der Lebensnerv jeder Bibliothek sind die Einnahmen. Ihre Quellen, insbesondere die örtlichen, stets offen und das Interesse der Spender für die Anstalt rege zu erhalten, bildet die vornehmste Sorge der Bibliotheksver-

waltungen, und sie werden hierbei von der Zentralstelle nach Kräften unterstützt. Auch in dieser Beziehung hat das verflossene Jahr manchen Fortschritt gebracht, u. a. hat die Stadt Beuthen ihren Jahresbeitrag für die dortige Volksbibliothek von 300 Mark auf 500 Mark erhöht und die Gemeinde Zabrze ihren dauernden Zuschuß verdoppelt und eine einmalige Beihilfe von 500 Mark bewilligt. Nach dem Grade des werktätigen Interesses, das einer Volksbibliothek am Orte selbst entgegengebracht wird, richtet sich im allgemeinen auch die Unterstützung seitens der Behörden. Verschiedene Volksbibliotheken, denen es im Verlauf einiger Jahre nicht gelungen war, am Orte auch finanziell einzuwurzeln, sind in jüngster Zeit in Stationen oder Unterzentralen der Kreiswanderbibliothek umgewandelt worden.

Mit einer neuen, sehr wichtigen und zeitgemäßen Ausgestaltung ihres Bibliothekswesens beschäftigen sich gegenwärtig die Verwaltungen einiger Bibliotheken. Man kann vielfach, besonders in unseren weitausgedehnten Städten und Industrieorten, die Wahrnehmung machen, daß die Volksbibliotheken in der Hauptsache dem Mittelstande zugute kommen, während die an der Peripherie der Städte, in Vororten und abgelegenen Kolonien wohnenden Arbeiter durch die weite Entfernung von der Benutzung der Bibliothek nahezu ausgeschlossen sind. Diesem Übelstande sucht man durch Errichtung von Zweigbibliotheken abzuhelpen. Der Volksbibliotheksverein Gleiwitz hat den Anfang gemacht, indem er vor Jahren eine zweite Bibliothek in dem Arbeitervororte Petersdorf gründete, und derselbe Verein plant jetzt die Einrichtung einer dritten Bibliothek in einem anderen, dichtbevölkerten Arbeiterviertel.

Die vorstehenden Ausführungen zeigen, daß die Volksbibliothek, eines der jüngsten Glieder in der Kette der auf friedliche Eroberung der Ostmark gerichteten Bestrebungen, dank der Fürsorge der Königlichen Regierung in einer erfreulichen Entwicklung begriffen ist. Und der Erfolg wird nicht ausbleiben. Freilich ist es eine mißliche Sache, hier, wie bei allen auf Hebung der Volksbildung berechneten Maßnahmen, auf augenblickliche Erfolge zu rechnen, töricht wäre es, ihren Wert danach zu bemessen. Augenblickliche Erfolge sind in solchen Fällen zumeist Augenblickserfolge, fürs Auge gemacht und ohne Bestand. Die Kultur gleicht einem befruchtenden Regen, der tief in die Gefilde eindringt, wenn er allmählich und anhaltend herniederfällt, als kurzer, heftiger Platzregen aber kaum die Oberfläche des Erdreichs benetzt und dazu vielleicht noch Schaden anrichtet. So läßt sich auch die Wirkung dieses neuen Bildungsmittels nach so kurzer Zeit nicht übersehen. Sie muß jedoch tief und nachhaltig sein, denn die Hunderttausende von Büchern, die alljährlich den Weg ins Volksleben

finden, sind ebenso viele gute Geister, die dort in versöhnender und veredelnder Richtung fortwirken. Welcher Gewinn liegt allein schon darin, daß der einfache, polnisch sprechende Landwirt oder Arbeiter ohne jeden äußeren Zwang ein deutsches Buch zur Hand nimmt und sich seinem Einfluß rückhaltslos hingibt!

Die Volksschule leistet wohl alljährlich eine Riesenarbeit, aber was bleibt davon erhalten? Der Grund ist nicht böser Wille allein; man findet in jedem Dorfe eine Anzahl vorurteilsfreier Leute, die den Wert deutscher Bildung wohl zu schätzen wissen und gern bereit wären, das Kapital, das die Schule erarbeitet, weiter zu pflegen und zu verwerten. Aber es fehlen dazu alle Veranstaltungen. Der Einfluß der Schule reicht im allgemeinen nicht über den Zaun des Schulgrundstücks hinaus. Zwischen ihr und dem Volksleben klappt ein Riß. Da bietet sich nun in der Volksbibliothek eine Brücke, die unser Volk entgegen allen pessimistischen Voraussagen gern betritt. Die Kinderschule wird zugleich eine Schule für die Erwachsenen, die das Gelernte erhält vor allem in sprachlicher Beziehung durch die stete Anwendung, in deren freier Atmosphäre aber außerdem noch alle jene gemütbildenden Werte gedeihen, die die Schule mit ihrer Gebundenheit und ihrer vorwiegenden Verstandeskultur nicht reifen sieht.

Die Gelegenheit zur freien Teilnahme am deutschen Kulturleben baut sich so notwendig auf dem Kulturzwang der Volksschule auf, wie die Selbsterziehung des Menschen auf der Erziehung durch andere. Sie ist deren notwendige Ergänzung und Erfüllung, und beide zusammen ergeben erst ein Ganzes. Wenn man unsere Volksbibliothek in diesem Sinne auffaßt, so wird jede ungeduldige Frage nach greifbaren Erfolgen verstummen. Ich kann nicht besser schließen, als mit dem Worte, das E. Ries in der letzten Jugendschriftenwarte (Februar 1905), uns zuruft: „Viel hat der moderne Mensch gelernt, aber eines fällt doch gar vielen unendlich schwer: Das vertrauensvolle Säen auf Hoffnung. Gar zu viele gleichen Säemännern, die fortwährend hinter sich sehen, ob die eben gestreute Saat auch aufgeht. Und während sie so dahinschreiten, tun sie Fehltritt auf Fehltritt und treten zerstörend auf die Saat, die sie in frohem Glauben der eigenen Kraft, dem Himmel, der Sonne, den Stürmen und den Wettern hätten überlassen sollen.“

Hoffentlich bricht sich in unserer engeren Heimat, insbesondere bei den durch Bildung und Besitz bevorzugten Klassen, immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß die Förderung der Volksbibliothek, wie aller auf Hebung der Volksbildung und Volkswohlfahrt gerichteten Bestrebungen, eine nationale Ehrenpflicht ist.

Im Tal der Jugend.

Erzählung von
Marie Klerlein.

(Schluß.)

Das Märchen vom Glücksring kam mir in den Sinn. Von einer bösen Fee war er geraubt und im Walde vergraben worden. Das gab ein großes Trauern und Klagen unter den Menschen; denn seitdem der Ring verschwunden war, ereignete sich Unglück auf Unglück. Sie suchten ihn jahrelang und fanden ihn nicht. Von allen Wesen auf Erden wußte nur ein Vogel, wo der Ring vergraben lag; der aber wurde von den Menschen nicht verstanden, so laut er auch das Lied von dem geraubten Kleinod sang. Endlich aber kam ein Sonntagskind in den Wald, das verstand die Vogelsprache. Verwundert horchte es auf, erfuhr das Geheimnis, ging an die Stelle, von der der Vogel sang, scharrte dort und fand den lange gesuchten Glückshort. Das Kind war voller Freuden, und auf dem Wege zu den Menschen hielt es den Ring mit beiden Händen so fest wie einen Zeisig, der leicht entflieht, oder wie ein Mäuschen, das leicht entspringt.

Der Wagen schlotterte lärmend; der ehrwürdige Greis, der neben mir auf dem Polster saß, hatte den Kopf zur Seite geneigt und blickte schweigend vor sich hin; ich fühlte mich in träumerischem Simmen in die Märchenwelt versetzt, kam mir selbst wie eine Märchenfigur vor und hielt mit beiden Händen den auf meinem Schoße liegenden Schatz so krampfhaft fest, als gelte es eine Wildkatze am Entfliehen zu hindern.

Leute begegneten uns, grüßten und suchten dabei neugierig einen Blick durch das Wagenfenster zu werfen. Ich dachte mir: wenn sie wüßten, was ich auf dem Schoße trage! Wenn sie wüßten, was für ein großes Wunder sich ereignet hat und zu welcher Mission mich die ewigen Schicksalsmächte bestimmt haben! Sie würden ins Dorf eilen, würden die beispiellos interessante Neuigkeit ausschreien, würden sie von Haus zu Haus und schnell

auch über die Grenzen der Nachbardörfer in die Ferne tragen. Und ich dachte wieder an Eduard und seine tote Mutter, an die Schmach, die nun bald getilgt sein werde, und ich war so voller Freuden, wie das Sonntagskind, das den Glücksring gefunden hatte.

Auf Pfarrers Wunsch bewog ich den Kutscher, anzuhalten und abzustiegen. Franz trat an den Wagenschlag und empfing den Befehl, über die Begebenheit auf der Wiese mit keinem Menschen zu sprechen. „Zu keinem Menschen, Franz! Auch nicht zur Katharine! Vorläufig muß die Geschichte ganz unter uns bleiben. Darf ich mich auf Dich verlassen?“

Franz nickte zwar bejahend und bewegte die Lippen, als ob er bereit sei, sich durch einen Eidschwur zu ewigem Schweigen zu verpflichten; doch aus seinen Mienen sprach herbe Enttäuschung. Er hatte sich sicher schon maßlos gestreut auf den Augenblick, in dem er als erster die Botschaft verkünden konnte, daß die aus der Brennerei gestohlenen tausend Taler gefunden seien.

„Auch der Katharine nicht!“ wiederholte im Tone dringender Ermahnung der Herr Pfarrer.

Franz übernahm durch abermaliges Nicken die Verpflichtung, auch der Katharine nichts zu sagen. Wer dieses Wesen war, vor dem der Pfarrer das Geheimnis besonders gehütet wissen wollte, erfuhr ich nicht. Vielleicht Franzens Zukünftige.

Im Pfarrhofe nahm mir der alte Herr die Schatulle ab, hieß mich den Korb nehmen und ihm zu folgen. Schnell trat er in das Haus. Ich begegnete beim Eintreten der Wirtin. Wir begrüßten uns flüchtig und ich merkte, wie sie voll Verwunderung auf meinen Korb blickte.

Wir befanden uns im Arbeitszimmer des Pfarrers. „Verzeihen Sie“, sprach er, „daß ich die Tür verriegele! Aber wir haben jetzt ein Werk vor, bei dem wir uns nicht stören lassen wollen.“

An seinem Schreibtische nahmen wir die nähere Untersuchung des ausgegrabenen Schatzes vor. Außer den Kassenscheinen und etlichen Goldstücken, sowie Talern und kleiner Münzen barg das Kästchen einen Schlüssel, der, dem Aussehen nach, ein Stubenschlüssel sein mochte. Das Papiergeld war unversehrt geblieben; nur den Talern und den kleinen Münzen merkte man an, daß sie lange Zeit hindurch müßig geruht und ihren Zweck als Tauschwerte nicht erfüllt hatten. Die Geldsumme betrug zweitausendneuhundert und einige fünfzig Mark. Der Pfarrer verfaßte ein kurzes Protokoll und ließ mich unterschreiben.

Mir war bei alledem seltsam beklommen zu Mute. Da lagen sie vor mir, die Zeugen des Verbrechens, das ein Weib vollführt und für das ein anderes Weib nach schimpflichen Martern einen schimpflichen Tod

erlitten hatten! Redet, ihr schmutzigen Papierlappen, ihr gleißenden Metallstücke! Wer war die Verbrecherin? Wer war die Unglückliche, die Unselige, die ihr verführt und betört, der ihr Reichtum und Freuden verheißten und die Seele belastet habt mit furchtbarer Schuld? Wer war das schwache, das erbarmenswerte Geschöpf, das leichtgläubig und wahnbevangen eurem Locken vertraute und unter dem Schutze der Gelegenheit die elende Mammonsgabe mit ihrem Lebensfrieden erkaufte? Welche der beiden Frauen mag wohl am meisten gelitten haben — die Diebin, oder die andere, die als Diebin galt? Ob sie sich damals, als sie vor länger als einem Jahrzehnt das Kästchen nach der Wiese trug und vergrub, nicht ebenso verfolgt und gepeitscht fühlte von den Furien der Rache, wie an dem Abend, an dem sie vor mir flüchtete, nicht ahnend, daß ich ein Mensch sei wie sie, sondern wähnend, daß mich das Jenseits gesandt habe, ihr ein grauses Schicksal zu künden? Gegen dreitausend Mark — so hieß es — waren dem Brenner gestohlen worden. Also hatte die Spitzbübin in der ganzen langen Zeit das gestohlene Gut unberührt gelassen. Sie hatte keinen Nutzen davon gehabt. Sie hatte sich nicht getraut, ihre Hände noch einmal zu befudeln an dem begehrten Tande, das durch die Sünde zur Ursache unermesslichen Unglücks und untilgbaren Unrechts geworden war. Wie mag sie, wenn sie menschliches Empfinden besaß, gefoltert worden sein von schrecklichem Schuldgefühl, von Reuepein und Selbstverachtung, als sie sah, daß die andere, die Schuldlose, von der Welt gebrandmarkt, eingesperrt und in Not und Tod gejagt wurde! Und sie war doch zu schwach und feig, vielleicht zu erbärmlich schlecht gewesen, hervortreten und frei zu bekennen: „Ich tat's! Laßt jene zufrieden!“ . . .

Wer war sie? Die schmutzigen Lappen, die Goldstücke und alle die anderen Münzen schwiegen. Ich wandte den Blick ab, von Grauen erfaßt.

Und der Schlüssel? . . . „Er wird uns vielleicht zu einem Wegweiser“, sagte der Pfarrer.

„Wenn wir die Person ausfindig machen — was würden Sie tun, Hochwürden? Entschuldigen Sie die Frage!“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, ob Sie das Gericht anrufen würden?“

Während mir die Frage entschlüpfte, bereute ich schon, sie getan zu haben. Die Strafe folgte sogleich; denn der Pfarrer bedeutete mir freundlich, daß wir bei diesem Punkte noch nicht angelangt seien. Jeder Schritt, der in dieser wunderbaren Sache getan werde, bedürfe sorglicher Überlegung. Man müsse so handeln, wie man es der toten Frau Rölle und ihrem Sohne schuldig sei, zugleich aber nach Möglichkeit zu verhüten suchen, daß

neues Unglück entstehe und das die Splitterrichterei und die Klatschsucht nicht neuen Stoff bekomme. Er wolle sich einige Stunden Zeit zum Nachsinnen gönnen. Der Fall bereite ihm Sorgen. Zunächst sei es wichtig, daß die Geschichte geheim gehalten werde. Auf Franz sei Verlaß.

Jemand klopfte an die Thür. Der Pfarrer ging und schloß auf. Die Wirtin war's; sie wollte mit ihm reden wegen des Mittagessens. Er drängte die Frau sanft zurück und war bestrebt, ihr den Eintritt in das Zimmer zu versperren. In wenigen Minuten werde er fertig sein und sie dann rufen. Ich sah, wie sie an Hochwürden vorbei mit verwunderten Neugieraugen zu mir herüber blickte. Es war erklärlich, daß ihr die Art meines Empfanges auf dem Pfarrhofe, meine Ausfahrt mit dem Pfarrer und die geheimnisvolle Ängstlichkeit, mit der er ihr den Zutritt in sein Arbeitszimmer verwehrt, äußerst sonderbar vorkamen. Sie wurde schnell verabschiedet, und er verschloß abermals die Thür.

Der Pfarrer entschuldigte sich, daß mir kein Frühstück dargeboten worden sei. Nun müsse ich aber zum Mittagessen bleiben. Unter anderen Verhältnissen hätte mich solch eine Einladung glücklich gemacht; jetzt aber empfand ich das Bedürfnis, sie abzulehnen. Infolge der erstaunlichen Eindrücke, die meine Seele in den letzten Stunden empfangen hatte, während sie noch zitterte in den Gedanken an das düstere Wunder vom verschlossenen Abend, war eine geistige Erschöpfung über mich gekommen, so daß ich allein sein wollte. Dem Pfarrer tat es leid, daß ich nicht bleiben mochte; doch er war ein so feinfühligler Mann, daß er — wie er sagte — mich in meiner Freiheit nicht länger behindern möchte. Wir sprachen wieder über unseren Schatz, und er teilte mir mit, daß er zu einem Entschlusse gekommen sei. Er wolle nachmittags zum Brenner Konieck gehen und mit ihm reden. Es werde gut sein, wenn ich ihn begleite. Der Brenner sei der Eigentümer des Geldes und uns stehe nicht das Recht zu, den Fund vor ihm zu verheimlichen, bis die Diebin entdeckt sei.

Aus dem weiteren Gespräch entnahm ich, daß in seinem Innern ein Gedankenkampf vor sich ging, der ihm Kummer und Unruhe bereitere und den er nicht zu entscheiden vermöchte. Er hoffte, daß es ihm gelingen werde, mit Hilfe des Brenners die schuldige Frauensperson zu ermitteln. Erst wenn die Diebin gefunden und ihr die Missethat nachgewiesen war, konnte die Unschuld der Mutter Rölle vor aller Welt verkündet werden. Blieb die Diebin unentdeckt, so bestand die Möglichkeit, daß schwergläubige Menschen mein nächtliches Wiesenabenteuer und die ganze Schatzgräbergeschichte für phantastische Erfindungen hielten, oder daß die Vermutung aufkam, Frau Rölle habe vor ihrem Tode einer Frau oder einem Mädchen verraten, wo das Geld vergraben lag.

„Es bleibt uns nichts übrig, wir müssen Polizei spielen und die Täterin suchen“, sagte der Pfarrer.

Aber das Polizeispielen fiel ihm recht schwer. Der Gedanke, daß dadurch eine Person der öffentlichen Schande, vielleicht gar dem Gericht überantwortet werde, ängstigte den edlen Greis. Ich gewahrte, wie er hin und her sann, diesen Zwiespalt zu lösen. Sein Wesen, das voller Milde, Güte und Verzeihen war, fühlte sich durchglüht von dem brennenden Wunsche, bei der Verbrechenstat, über die es hier zu urteilen galt, das Richteramt ganz allein auszuüben. Nicht die Strafjustiz, die in ihrem Wappen die Göttin mit dem Schwerte führt — der Priester sollte richten, und zwar im Namen des göttlichen Allverzeihers.

Er wiederholte, daß er einige Stunden ruhiger Überlegung bedürfe, und er nahm mir das Versprechen ab, daß ich ihn nachmittags um fünf Uhr zum Brenner begleite. Er tat den Geldschak, der auf dem Tische ausgebreitet lag, zurück in die Schatulle und verschloß sie in den Schreibtisch.

Als ich den Pfarrhof verließ, stand die Wirtin hinten an der Stalltür bei Franz, und es kam mir vor, als habe sie den Küchenherd deshalb verlassen, weil sie hoffte, daß der Kutscher ihre Neugierde befriedigen werde. Der arme Franz! Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ihm der mühsam verhaltene Mitteilungsdrang das Herz zersprengen wollte. Aber der Pfarrer traute ihm ja die Kraft des Schweigens zu. Warum hätte ich an ihm zweifeln sollen?

Heiß strich der Mittagwind über die Fluren, wirbelte mutwillig den Staub der Straße auf, trieb ihn mit kreisförmigen Spielen dahin über das junge Getreide und die schmach tenden Kleegefilde, und die Menschen, die mir begegneten, fügten ihrem Gruße hinzu: „De Sunne meent's heute gutt!“

Durch Staub und Sonnenglut ging ich langsam dem heimatischen Dorfe zu, und der Wind, der die hochgewachsene Saat wellig bewegte, säuselte ein leises Lied, das mir wie eine Frühlingsweise durchs Gemüt ging. In Wiesdorf läutete die Mittagsglocke, und zugleich begann auch die Langdorfer Glocke ihr melodisches Klingen. Mich erinnerte der andacht-erweckende Schall an Mutter Kerbers Mahnung, daß um zwölf Uhr das Mittagessen fertig sei. Damit die guten Leute nicht auf mich zu warten brauchten, schritt ich schneller zu und kam zu rechter Zeit hin.

„Freilein, Se kumm'n wie geruffen!“ scholl es mir entgegen wie ein freudiges Willkommen. Der Tisch war hergerichtet, die Suppe konnte gebracht werden. Die beiden Frauen hatten während des Essens viel zu fragen. Sie wußten bereits, daß ich mit dem Pfarrer im Pfarrwagen gefahren sei — von mehreren Gästen hatten sie diese Neuigkeit, die ihnen als hochinteressant erschien, vernommen, und ich sollte nun erzählen, wo

wir gewesen seien, was Hochwürden gesagt und was ich während des Vormittags alles erlebt habe. Das war nicht müßige Neugier, nicht zudringliche Aushorcherei, das war freundschaftliche und liebevolle Teilnahme. Pfarrer Weiß stand bei seiner Gemeinde in so hohem Ansehen, daß alles, was er sprach und that, Bedeutung für sie besaß, und somit wurde meine Spazierfahrt mit ihm als ein Ereignis angesehen. Mir fiel es nicht leicht, die wißbegierigen Fragerinnen zu befriedigen, ohne von der Wahrheit allzuweit abzuweichen. Doch ich kam glücklich zu Rande mit ihnen, und nach Tisch rettete ich mich unter dem Vorwande, daß ich ermüdet sei, in mein Zimmer. Vorher theilte ich ihnen noch mit, daß ich nachmittags wieder mit dem Herrn Pfarrer zusammen sein müsse, weil wir noch mancherlei mit einander zu besprechen hätten.

„Wull über de Rölln und a Suhn?“ forschte Mutter Kerber.

Ich konnte die Frage bejahen und ihr sagen, daß den Pfarrer das Thema viel beschäftige, und daß ich natürlich auch nicht müde werde, über die beiden alten Freunde zu plaudern.

Der Nachmittag spendete ein leichtes Gewitter und einen kühnenden Regen, und als ich dem Pfarrer entgegen ging, wehte mich ein frischer, erquickender Lusthauch wohligh an. Am nördlichen Himmelrande prangten auf dunklem Wolkengrunde die Freudensfarben eines Regenbogens. Die Landleute haben für einen solchen unvollendeten Friedensbogen, der nicht das ganze Firmament umspannt, den prosaischen Namen Wassergalle. Ich aber deutete mir das himmlische Zeichen im Sinne der biblischen Legende und sonnte mich in der schönen Gewißheit, daß es der klugen Güte des Priesters gelingen werde, nach all der Sünde, die da begangen worden, und nach all dem peinvoll-entsetzlichen Aufruhr, den sie erzeugt hatte, alles zu einem guten und versöhnlichen Ende zu führen.

An der Schloßwiese, bei Rothers Stege, wollten wir zusammentreffen. Ich brauchte nicht lange zu warten. Der Pfarrer kam zu Fuß gegangen. Er sah so munter und vergnügt aus, daß er mir ganz verändert vorkam. Unwillkürlich fragte ich ihn bei der Begrüßung, ob er sich plötzlich verjüngt habe. Lachend gab er zur Antwort: „Der Petrus droben wußte, daß ich heut wieder eine Erfrischung von ihm brauchte. Er sorgt noch immer ein bißel für mich alten Knaben.“

Die heitere Munterkeit des Greises war also dem Gewitterregen zu danken.

Wir wußten beide nicht, wo der Brenner wohnte, erfuhren es jedoch durch ein Kind, das uns das Haus zeigte. Unser Weg führte in ein kleines Bauerngehöft. Konieckys wohnten dort im Auszugshause. Im Hofe trafen wir die Bäuerin. Sie legte mit einem Besen an der Stalltür, warf, als

sie uns erblickte, den Besen fort, riß voll Schreck und Bestürzung den Leibgurt ab, mit dem sie ihre dürftige Kleidung emporgeschwallt hatte, sprang mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!“ auf den Pfarrer zu und küßte ihm die Hand.

„Nu je, nu je, Herr Huchwürden, do hot se ikund doch noch Ihn'n geschickt?“ fragte sie. „Ich wollte ju heut früh salber zu Ihn'n kumma; ader se ließ mich nich. A Duffter will se o nich! Und se hot ju recht; denn ei eem sitta foalle koan a doch nich helfen“. . .

Während sie hastig so sprach, suchten ihre lebhaften Augen zu ergründen, wer ich sei und was ich in Begleitung des Pfarrers wolle.

Der Pfarrer erkundigte sich, ob Herr Koniecty zu Hause sei.

„Doas is ju äbens! A is uf im Pfardehandel. Wenn a ock schund vor'm Obende heem kämel! Aee, woar doas eene Nacht! Ich hoa schund tichtig miet Weihwosser gesprengt.“

Der Pfarrer fragte, sie unterbrechend, nach Selma Koniecty, und wir erfuhren, daß Selma allein in der Wohnung sei, sich eingeschlossen habe und den ganzen Tag keinen Menschen sehen und hören wolle. Die Bäuerin, die des Glaubens war, daß die Tochter des ehemaligen Brenners den Pfarrer habe holen lassen, fühlte sich verpflichtet, den Seelsorger gewissenhaft zu unterrichten, und durch ihre Mitteilungen gewannen wir Einblick in ihre von unheimlich-phantastischen Vorstellungen erfüllte Seele. Was sie da erzählte und schwatzte, zeugte von geistiger Einfalt und schwarzem Aberglauben. Sie sprach mit gedämpfter Stimme zumeist im Flüsterton, und sie blinzte dabei verstohlen und ängstlich nach den Fenstern des Auszugshauses hinüber. Aus ihrer Rede ging unzweideutig hervor, daß ihrer ficheren Überzeugung nach „die überspannte Weibsperson drüben“ vom Bösen besessen sei. „Recht richtig“ sei's schon immer nicht mit ihr gewesen; doch man habe bisher stets geglaubt, es sei in ihrem „Äberstiebel“ etwas nicht ganz in Ordnung; seit gestern habe sich aber herausgestellt, daß sie es mit bösen Geistern zu tun habe.

Der priesterliche Greis wiegte traurig den Kopf, klopfte mit der Rechten die Bäuerin auf die Schulter und sprach abwehrend: „Nicht doch, nicht doch, liebe Frau, so etwas müssen Sie nicht glauben!“

Aber so leicht ließ sie sich von ihrem Aberglauben nicht abbringen. Sie meinte, der Herr Pfarrer würde ja selber sehen, was mit ihr los sei. In der letzten Nacht habe sie immerfort Gespenster gesehen — es habe immerzu nach ihr gegriffen; die Toten seien gekommen, und ihr — der Bäuerin — sei bei dem fürchterlichen Aufschreien und Abwehren todesangst geworden. Unter den Toten, die das besessene Frauenzimmer gesehen, sei auch Frau Rölle gewesen.

„Doas hättä Se sahn müßia, Herr Huchwården, wie se siech de Schärze in a Kopp wickelte und schrie: „Se kimmt, se kimmt, de Röllen!“ Jäh überkam mich eine schauervolle Erkenntnis . . . Selma schrie es in meinem Innern, und ein Erbeben schüttelte Körper und Geist. Mit Gedankenschnelle huschten wieder die hangen Bilder der Vergangenheit, in deren Mittelpunkt die dünnkelhafte und unleidliche Kindheitsgefährtin stand, an meinem Bewußtsein vorüber. Das schwarze Rätsel, nach dessen Lösung wir trachteten, war offenbar geworden.

„Gehen wir hinein!“ sagte der Pfarrer, der ebenfalls Klarheit gewonnen hatte — und wir gingen zur Mörderin der Frau Rölle.

Wir mußten mehrere Male klopfen, bevor wir Einlaß fanden. Selma öffnete erst, nachdem ihr die Bäuerin an der Tür zugerufen hatte: „D'r Herr Huchwården is dool!“ Ich merkte, wie der Pfarrer der Bäuerin zu verstehen gab, zurück zu bleiben.

Da sah ich sie nun wieder, die Genossin aus der Schulzeit, die Übeltäterin von der Wiesel. Fremd standen wir einander gegenüber. Sie hatte sich so ganz verändert, daß ich in dem ersten Augenblicke keinen der mir wohlbekannten und treu in der Erinnerung haftenden Züge in ihrem Gesichte wiederfand.

Mit hastiger Bewegung und aufgeregtem Gebahren wollte sie der Sitte des Dorfes gemäß dem Pfarrer die Hand küssen; doch sie besann sich plötzlich anders, wich zurück und trat fluchtartig hinter den Tisch. Erwartungsvoll, mit verstörter Miene und voll lauernder Angst harrete sie dort auf eine Erklärung von uns. Sie sah sehr leidend aus, und mir kam es vor, als blicke aus ihren unstillen Augen der Wahnsinn.

„Nu, Selma, Selma, Sie sind krank?“ fragte der Pfarrer im Tone liebevoller Güte. „Was fehlt Ihnen denn?“

Er ging zu ihr hin. Sie wandte sich ab, als wollte sie abermals vor ihm flüchten; doch er hatte bereits ihre Hand ergriffen und hielt sie fest. Selma bedeckte mit der Linken das Gesicht und begann krampfhaft zu schluchzen. Er redete ihr freundlichen Trost zu, und nachdem sie ein Weilchen schweigend und weinend so dagestanden hatte, entzog sie ihm mit heftiger Gewalt ihre Hand und floh mit einem Aufschrei in die Nebenstube. Dort stand sie mit ausgebreiteten Armen am Bett und schrie dem ihr nachfolgenden Greise zu: „Sieh'n Se weg, ich bien ene schlechte Person!“

Schon war er wieder bei ihr und hielt abermals ihre Hand. „Mein Kind, ich weiß alles! wir haben viel mit einander zu reden, recht ernste Dinge. Jetzt beruhigen Sie sich!“

Das klang gebieterisch und voll väterlicher Strenge, doch auch voll väterlicher Milde. Die Mitteilung, daß er alles wisse, wirkte verblüffend

auf das franke Mädchen. Willig folgte ihm Selma zurück in die Wohnstube und setzte sich auf sein Geheiß nieder. Ich hielt es jetzt an der Zeit, mich vorzustellen. Als wir noch draußen an der Tür standen und pochten, war ein alter Haß, ein wütender Zorn in mir erwacht, leidenschaftlicher und rasender noch als jener Wutorn von damals, als sie sich erschreckt hatte, mir beim Kühehüten zu sagen, daß sie sich schämen würde, wenn sie einen so armen Vater hätte, wie ich einen habe. Diesmal galt mein Haß und galt meine Wut dem Scheusal, das das Verbrechen an Frau Rölle verübt hatte. Als ich aber dann in das von Qualen zerwühlte, blutleere Gesicht und in die irren Augen der sündigen Dulderin blickte, gewann ich sogleich die Selbstbeherrschung wieder, und die feindselige Aufwallung wurde gedämpft durch das Mitleid.

„Sie kennen mich wohl nicht wieder, Selma? ich bin die Klischöck Marie.“

„De Marie sein Se? Ich hätt Ihn'n nich erkannt.“

Sie sah mich mit großen Augen an und machte dabei den Eindruck, als wußte sie nicht, was sie sprach und als sei ihr Sinnes ganz wo anders beschäftigt. Aus ihrer Redeweise entnahm ich, daß die Klosterbildung, von der früher so viel Ruhmens und Aufsehens gemacht worden war, nicht viel bei ihr gefruchtet hatte.

„Diese Dame“, sagte der Pfarrer, der sich inzwischen auch niedergesetzt hatte, „ist das Gespenst, vor dem sie gestern Abend entflohen sind. Vor Geistern brauchen Sie keine Angst zu haben, mein Kind! Geister kommen nicht zu Ihnen.“

Mich traf aus den verstörten Augen ein Blick des Entsetzens. Aus ihren Zügen sprach eine Verstandnislosigkeit, die untermischt war mit den ersten Anzeichen einer aufdämmernden Ahnung.

Das Gefühl beschlich mich, daß meine Gegenwart störend sei, weil jetzt ein Seelenhirt mit einem Beichtkinde zu reden habe. Ich deutete dies dem Pfarrer an und wollte mich entfernen; er aber willigte nicht ein, und er meinte, daß wir beide als gute Freunde zu Selma gekommen seien, und daß sie uns beiden vertrauen dürfe. Eine wichtige Sache sei zu beraten und ich müsse raten helfen.

Von der herzvertraulichen, behutsam-sanften und dabei sicheren und bestimmten Art, mit der er Selma behandelte, ging eine bezwingende Gewalt aus. Er beruhigte die nervöse Kranke, wenn sie in selbstanklägerischer Pein zu weinen begann, wenn sie aufspringen wollte und verzweiflungsvoll schrie, daß sie in die Hölle komme. Er besänftigte sie, wenn sie wild geschüttelt wurde vom Bewußtsein ihrer Schmach; er flößte ihr Vertrauen und Mut ein; er verlieh ihr die Kraft zu offenem Bekenntnis. Auch den

Scherz nahm er zu Hilfe, wenn das ernste Wort nicht fähig war, in der furchtbaren Stunde des Gerichtes, das er gegen die Übeltäterin abhielt, eine unheimliche Spannung zu lösen, oder einen Verzweiflungsausbruch zu dämpfen. Aus seinem Tun und Reden sprach so viel Weisheit, Klugheit, Seelenkenntnis und Güte, dabei auch so viel unerbittlicher Ernst, daß ich mich immerzu gezwungen fühlte, ihn verehrungsvoll zu bewundern. Zunächst befreite er Selma von dem Wahne, daß sie von gespenstischen Gewalten verfolgt werde. Ich mußte mein Abenteuer von der Wiese erzählen, und er machte dazu seine Bemerkungen. Wohl sei es ein Zufall gewesen, der mich abends auf die Wiese geführt und zur Entdeckerin einer verborgenen Sünde gemacht habe; doch es wäre frevelhaft, leugnen zu wollen, daß hier das Walten des Himmels im Spiele sei. Gott habe gewollt, daß Selma von ihrer Gewissensqual befreit werde, und daher habe er den sonderbaren Zufall spielen lassen.

Sehr schwierig war es, das gemütskranke Geschöpf aufzurichten und ein wenig zur Vernunft zu bringen. Es hörte scheinbar mit gespannter Aufmerksamkeit und vollem Verständnis zu, machte dann aber plötzlich wieder den Eindruck, als ob es kein Wort verstanden oder begriffen habe.

„Doa sein Sie's gewast?“ fragte sie, und man sah, daß sie sich erleichtert und getröstet fühlte. Doch ein paar Minuten darauf bekam sie wieder einen ihrer Anfälle und behauptete schreiend mit dem Gebahren einer Tobsüchtigen, die Erscheinung auf der Wiese sei die Röllen gewesen. Der Pfarrer hatte seine schwere Not mit ihr, und auch ich mußte manchmal zugreifen helfen, wenn sie sich bei ihren ungestümen Gefühlsausbrüchen nicht zu bezähmen wußte.

Mit der Zeit jedoch erreichte der unermüdliche Greis, was er erreichen wollte. Er brachte Selma zum Sprechen und entlockte ihr nach und nach die Geschichte ihres Verbrechens. Zuerst drehte sich das Gespräch um den Schlüssel, der sich in der Kassette befand. Mit dem schlaunen Geschick eines erfahrenen Untersuchungsrichters erkundigte sich der Pfarrer nach der Herkunft des Schlüssels, und Fragen und Antworten führten zu folgendem Ergebnis:

Selma besaß schon während ihrer letzten Schuljahre einen Schlüssel zu der Oberstube. Sie hatte ihn heimlich zur Seite gebracht, damit sie jederzeit in die Stube gelangen konnte, ohne daß die Eltern es merkten. Das Taschengeld, daß sie von Vater und Mutter erhielt, reichte nicht hin, ihre Taschengelüste zu befriedigen, und so holte sie sich von Zeit zu Zeit ein paar Groschen aus der Schatulle. Der Raub wurde nicht gemerkt, weil Herr Koniecty und auch seine Frau aus jener Kleingeldkasse die kleinen Geldbedürfnisse des Tages bestritten und keiner dem andern Rechenschaft abzulegen hatte. Der geraubte Schlüssel galt als verloren und Frau Koniecty ließ

durch den Schloffer einen neuen anfertigen. Wurde Selma in die Oberstube geschickt, so empfing sie den Schlüssel von der Mutter; schlich sie jedoch heimlich hinein, so bediente sie sich des eigenen Schlüssels.

An jenem Unglückstage, an dem die Herren aus Ratibor zu Besuch kamen, empfand sie wieder einmal das Gelüst auf Schokolade, und aus diesem Grunde schlug sie den gewohnten Sündenpfad ein. Sie hatte sich als Müßiggängerin bei den fleißigen Mägden auf der Wiese aufgehalten und war, da sie in diebischer Absicht kam, leise durch den Stall in den Hausflur gekommen. Von dort aus spionierte sie, ob die Luft rein sei, und als sie merkte, daß die Mutter sehr beschäftigt war, glaubte sie ohne Gefahr stehlen zu können. Oben in der Stube hatte sie soeben die Schatulle aus der Schublade genommen, als sie ein verdächtiges Geräusch vernahm. Ihr Schreck ließ ihr nicht Zeit, den Blechkasten zurück an seinen Ort zu stellen. Sie stand nämlich, während sie den Raub vollführte, nach ihrer Gewohnheit horchend an der Thür. Mit einem Satze war sie draußen. Sie schloß die Stubentür hastig ab und flüchtete hinter die Bodentür. Dort erkannte sie, daß sie unnütz erschrocken war. Schon wollte sie mit dem Gelde in die Stube zurückkehren, als wirklich jemand die Treppe herauf kam. Sie glaubte, es sei die Mutter, die Geld holen wolle, und ihr Herz begann angstvoll zu pochen. Mit verhaltenem Atem harrete sie in ihrem dunklen Versteck, bis die Person, die sie für die Mutter hielt, in die Stube eingetreten war und die Thür hinter sich zugeklippt hatte. Jetzt schlüpfte sie hervor und lief hurtig und ängstlich mit schleichenden Tritten hinab in den Hausflur und von dort in den Stall. Ihr einziger Wunsch und Gedanke war, sich schnell zu befreien von der gefährlichen Last, und ohne sich nach einem Versteck umzusehen, schob sie sie unter einen Haufen Streustroh, der einen Winkel des Stalles ausfüllte. Nach wenigen Minuten war sie wieder draußen bei den Mägden. Der Vorfall regte sie nicht auf; denn sie war sich bewußt, daß kein Mensch sie im Hause gesehen hatte und daß auf sie kein Verdacht fallen würde. Sie sagte sich, die Mutter werde sehr erstaunt sein und wohl gar an einen Diebstahl glauben, wenn sie das Geld nicht finde, und sie werde sich grenzenlos wundern, wenn es heißen werde, die Kassette habe im Stalle unter dem Stroh gelegen. Aber, wie gesagt: Selma wußte, daß von keiner Seite auf sie ein Verdacht fallen werde.

Ein paar Stunden lang trieb sie sich draußen umher, und als sie am späten Nachmittage, vom Appetit geleitet, nach Hause kam, dachte sie gar nicht mehr an ihren Schelmenstreich. Da vernahm sie, daß der Verdacht des Diebstahls auf Frau Rölle gefallen sei, und daß sich in der Kassette eine große Geldsumme befinde. Auch sah und hörte sie, wie die Mutter, bei der sich ein paar Nachbarinnen zum Besuch eingefunden hatten, weinend

und wehklagend von dem schrecklichen Unglück, von dem Zorn ihres Mannes und von den drei Gästen aus Ratibor erzählte. Sie getraute sich nicht, der Mutter vor die Augen zu treten, und sie erwog, ob sie nicht die Kassette leise hervorholen und auf die Türschwelle, oder auf die Treppenstufen stellen solle, so daß man sie schnell finde; doch sie zog es vor, sich um die Geschichte gar nicht mehr zu bekümmern. Sie war ja damals noch ein einfältiges Ding. Zwar gab es Augenblicke, in denen sie voll Gewissensangst an die große Sünde dachte, die sie beging; doch sie verscheuchte solche Gedanken schnell, und wenn sie berichten hörte, wie das Geld gesucht und wie gegen Frau Rölle vorgegangen werde, so fühlte sie manchmal sogar einen heimlichen Stolz, weil sie die Urheberin aller der Begebenheiten war, von welchen alle Menschen im ganzen Kreise mit dem größten Interesse sprachen.

Wochen vergingen. Die Kassette wurde nicht gefunden. Das war seltsam. So oft Selma in den Stall kam, schielte sie nach dem Streuhaufen hin. Sie erkannte, daß die Magd das Stroh von Zeit zu Zeit wegnahm und es unter die Kühe streute und dann frisches Stroh in den Winkel warf, bei dem Wegnehmen aber niemals bis auf den Grund kam, auf dem die Kassette stand. Frau Rölle war aus dem Gefängnis entlassen worden und wohnte wieder im Gartenhause. Von den Leuten hörte Selma, daß sie krank sei. Das tat ihr leid; aber es ging ihr nicht tief zu Herzen.

Eines Tages im späten Herbst geschah folgendes: Selma war auf die Vermutung gekommen, daß jemand — vielleicht die Magd, oder der Knecht, oder das Kuhmädel — die Kassette nun wirklich gestohlen habe; denn sonst hätte sie doch endlich einmal gefunden werden müssen. Der Stall war doch schon öfters gründlich gesäubert worden. Bis dahin hatte sie sich immer von einer ängstlichen Scheu zurückhalten lassen, nachzusehen, ob der Blechkasten noch an der Stelle stehe, an der sie ihn versteckt hatte; jetzt aber konnte sie einem solchen Verlangen nicht mehr widerstehen. Sie trat in den Streuwinkel, fuhr mit der Hand am Boden hin in das feuchte Gerist und fühlte die Schatulle.

Erschrocken, als hätte sie an glühendes Eisen gegriffen, zog sie die Hand zurück. Sie lief in den Hof und in den Garten. Die Schatulle ging ihr nicht mehr aus dem Sinn. Am vorhergegangenen Tage hatte der Knecht zu einem Arbeitsmanne gesagt, daß er der alten Rölle eine so große Schlechtigkeit nicht zutraue und daß er sich einbilde, jemand müsse einen falschen Schlüssel zu der Tür der Oberstube haben. Wenn er der Koniecty wäre, dann wüßte er, was er täte. Er wüßte, wo er sich nach dem Gelde umsehen würde. Der Arbeitsmann hatte gefragt, gegen wen der Knecht einen Verdacht hege, doch zur Antwort erhalten: „Ich werd' mir de Zunge nich verbrennen“. Selma hatte diese Unterhaltung gehört

und war so sehr davon betroffen gewesen, daß sie bald darauf den Schlüssel, den sie in ihrer Büchertasche verwahrte, hinter einen Balken im Schuppen versteckt hatte. Jetzt mußte sie immerfort an die Worte des Knechtes denken. Ob er etwa bemerkt hatte, daß sie den Schlüssel besaß? Sie machte sich allerlei bange Gedanken und geriet immer mehr in Unruhe. So fest sie auch überzeugt war, daß sich kein Mensch getrauen würde, sie für die Diebin zu halten, so konnte sie dennoch die Angst nicht loswerden. Ihre Gedanken verwirrten sich und sie wußte zuletzt nur, daß sie die Schatulle fortschaffen müsse, — fort, an einen Ort, an dem kein Mensch sie finden konnte. Die Gelegenheit war günstig. Der Vater war nicht zu Hause, die Mutter saß in der Stube und nähte, die Dienstboten hatten drüben in der Brennerei zu tun. Nach kurzem Zagen überwand sie die Furchtsamkeit, ging in den Stall, zog die Schatulle hervor und verbarg sie unter der Schürze. Nun fort! Zuerst in den Garten, von dort ins Feld hinaus! Wenn nur das Geld nicht so sehr geklappert hätte! Sie ängstigte sich halbtot. Am liebsten hätte sie den ihr verhassten Kasten weggeworfen und wäre davongerannt; doch da tat es ihr leid um das viele Geld, und so blieb sie bei dem Vorsatze, ihn irgendwo zu verstecken. Im Felde war eine Sandgrube. Dorthin lief sie und dort verscharrte sie den Kasten in den Sand. Sie war froh, daß sie sich seiner entledigt hatte. Doch am anderen Tage bereute sie, ihn nicht besser versteckt zu haben. In der Sandgrube holten die Bauern Sand und fingen die Kinder Eidechsen, — wie leicht hätte er dort gefunden werden können! Sie suchte nach einem anderen Versteck und da verfiel sie auf die Waldwiese, auf der sie manchmal im Herbst die Kühe hütete. Zwar sollten die Kühe vorläufig noch auf der Dorfwiese gehütet werden; doch es war leicht, die Erlaubnis zu erwirken, sie nach der anderen Wiese zu treiben. An der Doppelbirke wählte sie den Platz für die Schatulle, und als sie tags darauf wieder hinaus trieb, nahm sie heimlich ein großes Messer mit. Wohl war der Weg von der Wiese zur Sandgrube recht weit; doch sie konnte ja gut laufen und sie fürchtete nicht, daß die Kühe „zu Schaden“ gehen würden. So holte sie denn die Kassetten. Das war ein Unternehmen, bei dem sie wieder Todesangst ausstand; aber es lief gut ab und sie brachte den schrecklichen Schatz glücklich an den Graben, wo sie ihn sorgfältig im Gebüsch verbarg. Dann begann sie, mit dem Messer zu graben. Der Boden war härter als sie vermutet hatte und sie wurde nicht fertig. Am andern Tage wollte sie die Arbeit fortsetzen. Wenn sie daran dachte, daß der Kasten bald in der Erde ruhen werde, wurde ihr leichter ums Herz. Da kam ihr der Gedanke, auch den Schlüssel mit zu vergraben. Sie hätte ihn ja in den Brunnen oder in den Mühlbach werfen können; doch sie hatte so das Gefühl, daß er in die Erde

kommen müsse. Wenn jemand ins Grab gesenkt wird, dann ist alles vorbei mit ihm. Er kann nicht mehr reden, nicht denken, nichts Böses tun. Sie war gewillt, ein Begräbniß zu veranstalten. Ihr Verbrechen wollte sie begraben, wie man einen Toten begräbt. Sie bildete sich ein, daß sie dann Ruhe haben werde und sich nicht mehr fürchten brauche. Sie grub, als sie wieder auf der Wiese war, mit Angst und Hast das Grab und brachte die Arbeit ungestört zu Ende. Bevor sie die Schatulle versenkte, öffnete sie den Deckel. Beim Anblick des vielen Geldes dachte sie zwar daran, daß sie sich jetzt alle Tage und ihr ganzes Leben lang die allerfeinsten Naschsachen und alles, was ihr gefalle, kaufen könnte; doch sie wollte ja die Sünde begraben. Schnell warf sie den Schlüssel in den Kasten und den Kasten in das Grab. Im Nu war es zugeschüttet. Jetzt hatte sie nur noch die Sorge, daß man die Grabstelle erkennen werde. Wie leicht hätte jemand, der zufällig dorthin kam, auf die Vermutung kommen können, daß an der kahlen Stelle, an der kein Gras wuchs, etwas vergraben sei. Mit Eifer suchte sie die Spuren ihrer Tätigkeit zu verbergen. Sie trampelte die Erde fest, schnitt am Rande des Baches Rasenstücke los, bepflanzte mit ihnen die Grabstelle, suchte dürres und grünes Gras und Laub zusammen und bestreute damit die Erdrummen. Von jenem Tage an ließ sie nicht mehr zu, daß die kleine Magd die Kühe austrieb. Sie bestand darauf, daß nur sie selber die Kühe hüten dürfe, und sie wurde dafür von der Mutter gelobt. Bis in den Winter hinein litt sie unter der Furcht, daß das Sündengrab entdeckt werden könne; doch als der erste Schnee fiel, schwand diese Besorgnis, und als sie im Frühjahr einmal nachsehen ging, hatte die Natur die Spuren des Geschehnisses fast völlig vertilgt. Leichtem Gemütes zog sie zu Ostern nach Neustadt ins Kloster, wo sie die feine Bildung erlernen sollte. Aus dem ersten Briefe, den ihr die Mutter dorthin schrieb, erfuhr sie, daß Frau Rölle gestorben sei. Sie regte sich nicht auf über diese Nachricht, fühlte sogar eine leise Freude, weil sie meinte, daß das Gerede über den Diebstahl nun bald für immer ein Ende haben werde.

Trotz aller Weisheit und Vorsicht, mit der der greise Seelenarzt seine Patientin behandelte, beging er einen Fehler. Vorzeitig begehrte er zu wissen, wie sie sich in allen den Jahren, die seit der Tat verflossen waren, mit Gott abgefunden habe. Mit dieser Frage griff er wider Willen an die empfindlichste Stelle der kranken Seele. Mit gellem Aufschrei sprang Selma in die Nebenküche. Sie wollte hinter sich die Thür schließen; ich aber war schnell hinterdrein. Sie griff mich an und wehrte sich gegen mich, als erblicke sie in mir eine Todfeindin. Aus dem müden Flackerlicht ihrer Augen sprach der Wahnsinn. Mir gelang es, die Unglückliche zu überwältigen und auf den Sessel zurückzuleiten. Diesmal hielt es schwer,

den tobenden Aufruhr ihres Gewissens zu dämpfen und die höllischen Gespinnte zu verbrennen, die ihr die wilderregte Phantasie vorgaukelte. Aus ihren irren und wirren Reden ging hervor, daß sie sich angegloht sah von roten schrecklichen Augen, sich bedroht sah von fletschenden Zähnen und teuflischen Krallen. Sie schrie und kreischte so markerschütternd, so durchdringend, daß die Bäuerin erschrocken hereingestürzt kam. Ich drängte sie zurück und verriegelte die Thür. Kurze Zeit darauf gewahrte ich, daß der Hof belebt war von neugierigen Gassen, die anscheinend für ihr Leben gern gewußt hätten, was sich bei Koniczys in der Stube für Wunder- und Schreckensdinge ereigneten. Zum Glück merkte Selma und merkte auch der Pfarrer nicht, daß das Haus belagert war und unberufene Augen an den Fenstern lauerten.

Wir blieben bis tief in die Dunkelheit bei der Kranken und brachten sie allmählich wieder so weit, daß sie uns alle die Aufschlüsse gab, die der Pfarrer haben wollte. So erfuhren wir schließlich auch die Ursache, durch die Selma zu dem Entschlusse gekommen war, die Schatulle auszugraben.

Sie wollte nicht mehr länger bei ihrem Vater sein. Es war nicht mehr zum Aushalten bei ihm. Tagelang blieb er in Geschäften fort, und wenn er dann zu Hause war, ließ er an ihr seinen Ärger aus. Die Geschäfte gingen schlecht; er war in Schulden geraten und wurde von Gläubigern bedrängt. Er sprach kein freundliches Wort mehr mit ihr und warf ihr vor, daß sie an allem Unglück schuld sei. Sie hätte die reichsten Parteen ausgeschlagen, um sich das ganze Leben hindurch von ihm füttern zu lassen. Er könnte, wenn sie reich geheiratet hätte, heut als feiner Mann dastehen; so aber sei er ein elender Schlucker, ein Hansnarr, ein Lumpazius. Die Beine habe er sich krumm und krank gelaufen, ihr einen Freier zu suchen. Einen Graf oder Baron hätte sie haben können, wenn sie nicht so dumm, so dickköpfig und vernagelt gewesen wäre. In letzter Zeit trank er noch mehr Brantwein als in früheren Jahren, und manchmal in der Trunkenheit schlug er alles kurz und klein, was ihm in den Weg kam. Auch mußte sie sich zuweilen auf dem Boden verstecken, weil er sie sonst totgeschlagen hätte. Das ertrug sie nicht länger.

Von früher her kannte sie einen Uhrmacher aus der Stadt. Der wollte sie heiraten; doch als er freien kam, trieb ihn der Vater fort. Sie hätte schon längst einen Mann, wenn der Vater nicht immer so grob zu den Freiern gewesen wäre. Den Uhrmacher hatte sie ja zwar selber nicht gemocht; er war ihr zu arm und zu häßlich gewesen; aber als sie ihn vor drei Wochen in der Stadt traf und als er sie fragte, ob sie noch immer so stolz sei, da dachte sie, daß sie ihn jetzt sofort nehmen möchte, wenn er sie

haben wollte. Er lud sie ein, in seinen Laden zu treten, und als sie dort auf dem Stuhle saß, erfuhr sie zu ihrer Freude, daß er ihr noch immer gut sei. Er hatte inzwischen ein anderes Mädchen geheiratet; doch diese Frau war ihm im Kindbettfieber gestorben. In letzter Zeit kam sie mit dem Uhrmacher öfters zusammen, und sie beschloßen die Heirat. Aber er verlangte, daß sie Geld mit in die Ehe bringe, da er sein Geschäft vergrößern wollte. Es waren ihm schon andere Mädchen mit Gelde angetragen worden, eines sogar mit fünftausend Mark. Doch aus alter Liebe gab er Selma mit ihren dreitausend Mark den Vorzug.

In ihrer Not hatte sie nämlich an den vergrabenen Schatz gedacht und dem Uhrmacher vorgeredet, daß sie sich ohne Wissen des Vaters tausend Taler erspart habe. Der Vater sollte vorläufig von der Heiratsgeschichte nichts wissen. Sie wußte, daß er nicht einwilligen würde; denn er brauchte ja eine Wirtin. Ihre Absicht war, ihm fortzulaufen und den Uhrmacher wider Willen des Vaters zu heiraten. Auch dieses Glück ward ihr zu schanden; denn: „iße kimmt de Stroase und 's bleibt nischte nich as wie de Hölle“ . . .

Mich ergriff ein namenloses Mitleid. Die Hand der Jugendgefährtin lag in der meinen, und ich drückte sie fester. In der abenddunklen Stube wurde mein Inneres hell vom Licht einer wehen Erkenntnis. Selma war für mich nicht mehr das falsche spitzbübische Geschöpf und nicht mehr die Mörderin meiner alten Freundin; ich erkannte jetzt, daß sie eine Dulderin war, die unerhört zu leiden hatte durch ererbte Schuld. In ihren Adern floss zu viel Blut von ihrem Vater. Das war das Unglück, war der Fluch ihres Lebens. Ihr war der Hochmut und die Kältherzigkeit ihres Erzeugers zu eigen geworden, und ihre Seele war mißraten wie die seine. Als unreifes und unverständiges Mädchen hatte sie, willenlos ihren Instinkten folgend, die giftige Saat gestreut, aus der lauter Pein und Sünde hervorging. Ich wußte nun, daß das schwachherzige, mangelhaft erzogene und in geistiger Hinsicht nicht sonderlich gesegnete junge Weib das gequälte Opfer einer Erbsünde war. Mit einem Male schwand aller Haß, den ich gegen sie genährt hatte, und ich fühlte nur noch Mitleid — inniges Mitleid. Kind und lieb sprach ich ihr Trost zu; redete mit ihr von unserer Kinderfreundschaft; sagte, daß ich am andern Tage wieder bei ihr sein und mit ihr plaudern wolle von den alten schönen Zeiten. Mein Empfinden stand jetzt ganz im Einklang mit dem milden Wesen des priesterlichen Allesverzeihers, über dessen Lippen während unseres Besuches bei Selma kein Wort der Verdammnis oder des Vorwurfes gekommen war.

Sie schien ruhig und gefaßt zu sein als wir sie verließen. Auf meine Frage, ob ich sie am nächsten Vormittage nochmals besuchen dürfe,

erwiderte sie freudig mit einer Einladung. Dem Pfarrer mußte sie versprechen, ihn recht bald zu besuchen.

Im Hofe trafen wir die Bäuerin. Sie mochte wohl die häuslichen Arbeiten versäumt und die längste Zeit auf der Lauer gestanden haben. Daß der alte Herr Pfarrer mit einer fremden jungen Frau stundenlang bei der wunderlichen Jungfer weilte und daß es bei diesem Besuch höchst geheimnisvoll zuging, mochte ihr ganz absonderlich vorkommen. Sie näherte sich uns mit einem unverhohlenen und neugierigen Frageblick, und es war ihr anzumerken, daß sie wissen wollte, ob die Teufelsaustreibung geglückt sei. Ihre heiße Wißbegierde blieb ungestillt; wir bateten sie nur beide recht herzlich, daß sie sich der Kranken ein wenig annehmen solle.

Die höchste Zeit war's, daß wir gingen. Als wir auf der Straße kamen, begegneten wir einem Manne, der sich über einen kleinen Gassenfläßer ereiferte. „Lärge, verdammtel!“ schrie er. „Heute noch schreib ich dem Gendarm!“

Wir wichen ihm aus und er achtete nicht auf uns, da er zu sehr mit dem ihm feindlich gesonnenen Hunde beschäftigt war.

„Herr Konieckyl!“ flüsterte mir mein Begleiter zu.

Langsam gingen wir zum Dorfe hinaus. Ich bestand darauf, ein Stück Weges mit dem Pfarrer zu gehen, so sehr er auch Einwände dagegen erhob. Er meinte, daß ich jetzt der Ruhe bedürfe.

„Ich glaube“, sprach er unterwegs, „sie wird heut ganz gut schlafen, nachdem wir ihr bewiesen haben, daß sie keine höllischen Gespenster zu fürchten hat . . . Dieser verfluchte Aberglaube!“ . . .

Wie der Pfarrer in unserer Angelegenheit weiter zu handeln gedachte, erfuhr ich nicht. Wir sprachen nicht darüber. Auf halbem Wege verabschiedete ich mich. Ich teilte ihm noch mit, daß meine Uhr abgelaufen sei und ich am Nachmittage des kommenden Tages nach Breslau reisen müsse. Wir verabredeten, daß ich vor meiner Abfahrt noch einmal zu ihm komme. Es war ein herzlicher Abschied, der mit dem Wunsche schloß: „Auf Wiedersehen morgen!“

Das war wieder ein Glänzen da droben — ein wundervolles, jubeltrunkenes Sternenglänzen! In reiner Klarheit prangte die von Urbeginn herstammende Flammenschrift an der dunklen Weltenskuppel, und jeder, der solche Schrift zu lesen weiß, konnte lesen: „Blickt herauf, ihr Menschlein, in diese Unendlichkeiten, in diese Ewigkeiten, in diese Herrlichkeiten, und ihr werdet dann wissen, daß euer Leid und eure Ängste so nichtig und flüchtig sind, wie ein Rauchwölkchen, das in den Äther steigt!“

Die kleine Seele drüben in einem der Häuser dieses Dorfes, die sich in enger Stube in Qualen wand, wußte nichts von solcher Himmelschrift.

Sie mußte getröstet werden von uns, die wir die Schrift zu lesen verstanden. Ich wäre gern zu ihr zurückgekehrt, — das Herz gebot es mir; doch der Weg war mir abgeschnitten worden durch die Heimkunft ihres Vaters.

Wohl hatten wir das Mädchen den Dämonen eines gefährlichen Wahnes entrissen; doch ich ahnte, daß ihre Seele noch von andern dämonischen Gewalten gepeinigt wurde. Noch klang mir in den Ohren der Verzweiflungsschrei, den sie ausstieß, als der Pfarrer unvermittelt fragte, wie sie sich in den langen Jahren mit Gott abgefunden habe . . . Es gab für sie, die katholische Christin, ein Verbrechen, das schlimmer, entsetzlicher, und grauenhafter war als jenes Verbrechen, dessen wir sie zeihen mußten. Mit ewigem Fluche, mit ewiger Verdammnis droht die Kirche ihren Kindern, die als Unwürdige an den Tisch des Herrn treten — die sich mißbräuchlich des allerheiligsten Sakramentes theilhaft machen . . . Vielleicht betrog mich meine Ahnung. Sie sagte mir, daß Selma nicht den Mut gehabt hatte, sich im Beichtstuhl mit Gott abzufinden, und daß sie dennoch nach Christenweise zur Beichte und an den Tisch des Herrn getreten war. Wenn es so war, so konnte nur der Seelsorger helfen; mir aber blieb das Recht, die Unglückliche durch freundschaftlichen Zuspruch trösten und stärken zu helfen.

*

*

*

Im Gasthause war ich längst mit Spannung erwartet worden. Kerbers wußten bereits, daß ich mit dem Pfarrer zu Konieckys gegangen sei, und sie waren auf merkwürdige Neuigkeiten gefaßt, zumal sie die Kunde von der Teufelsaustreibung vernommen hatten. Sogar August, der sonst für alle die Angelegenheiten, die ich mit seiner Mutter besprochen hatte, kein Interesse besaß, trat mir erwartungsvoll entgegen und empfing mich mit der Frage: „Is denn werflich woas droan?“

Auf eine Gegenfrage erfuhr ich, daß er das „Gerede“ meinte, mit dem sich seit ein paar Stunden die ganze Gemeinde beschäftigte.

Alle drei Familienglieder saßen bei mir als ich mein Abendbrot verzehrte, und mir war dabei wenig behaglich zu Sinne. Ich hätte mich gern vor der drängenden Wißbegierde in mein Zimmer geflüchtet; doch ich wollte nicht unartig sein. Freilich war ich nicht in der Lage, ihnen zu erzählen, was sie so gern gewußt hätten. Da ich mich den gastfreundlichen Leuten gegenüber zur Offenheit verpflichtet fühlte, theilte ich ihnen mit, daß sich Dinge ereignet hätten, die sehr interessant seien, über die ich jedoch nicht sprechen dürfe, da mir der Herr Pfarrer Schweigen geboten habe. Wohl steigerte ich mit dieser Erklärung ihre Neugierde bis zur Unerträglichkeit; doch sie gaben mir das Versprechen, sich schweigend zu gedulden, bis der Herr Pfarrer selbst reden werde.

Kerbers waren verständige Leute, und es fiel mir leicht, sie zu überzeugen, daß das alberne Gerücht von der Teufelsaustreibung dem dümmsten Aberglauben entsprungen sei. Ich erzählte ihnen, daß Selma krank sei und daß sich das arme Mädchen in einer traurigen Gemütsverfassung befinde. August bemerkte hierzu: „Weil se Angst hot, doß se ken'n niemeh friega wird“.

Wir sprachen dann von meiner Abreise. Sie wußten, daß mein Urlaub nur kurz sei, hatten jedoch erwartet, daß ich bis Ende der Woche bleiben werde. Mutter Kerber versuchte, mich zu längerem Bleiben zu bewegen; ich aber war gewillt, am andern Tage mit dem Mittagzuge in den Bannkreis meiner Pflichten zurückzukehren.

Die alte Frau geleitete mich nach meiner Stube. Dort plauderten wir noch ein wenig in herzlicher Freundschaft. Das Gespräch kam auf Mutter Rölle, und ich war kaum im stande, mein übervolles Herz zu bewältigen. Schon wollte mir im Rausche meiner überwallenden Gefühle das Wort auf die Zunge springen: „Ihre Unschuld ist zu Tage gekommen!“ doch im entscheidenden Augenblick besann ich mich, daß ich keinen Verrat begehen durfte. Aber ich fiel der lieben alten Freundin in stürmischer Lust um den Hals und rief: „Meine Reise hat mir eine große Freude gebracht — ein übergroßes Glück! Sie werden es bald erfahren, und es wird auch für Sie eine helle Freude sein!“

Sie war aufs höchste überrascht und erwartete nähere Auskunft. Damit sie nicht fragen sollte, schob ich sie zur Thür hinaus, umarmte sie nochmals, lief schnell in die Stube zurück und schloß mich ein.

„Ihre Unschuld ist zu Tage gekommen!“ klang es fort und fort in meinem Gemüthe.

*

*

*

„Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter!“ Aus einem Gewitterregen, den der Morgen brachte, wurde leider ein Landregen. Durch den trüben nassen Morgen watete ich auf schlammig gewordener Straße zu Konieckys. Ich fühlte mich etwas beklommen, weil ich wußte, daß Herr Koniecky von seiner Handelstour zurückgekehrt war. Doch ich traf weder ihn noch Selma. Als ich über den Hof schritt, rief mir die Bäuerin aus ihrer Haustür zu, daß drüben das Haus verschlossen sei. Koniecki schlafe noch und die Tochter sei fortgegangen. Ich nahm mir vor, sogleich nach Langdorf zu gehen und mich bei meiner Rückkehr noch einmal nach Selma umzusehen. In Langdorf, wo ich trotz meines Schirmdachses halb durchgenäßt ankam, ging ich zunächst zum Totengräber, besprach mit ihm die Pflege des Grabes und zahlte den Betrag. Da er zum Plaudern aufgelegt war, blieb ich ein Viertelstündchen dort und begab mich dann mit ihm

auf den Kirchhof, wo ich mich von meinen Toten verabschiedete. Als ich dann zum Pfarrer gehen wollte, sah ich auf der Straße die leidende Jugendgefährtin, die mich zum Besuch eingeladen hatte. Sie ging auf Wiesdorf zu. Ich rief sie an und sie wandte sich um. Erfreut kam sie mir entgegen und reichte mir die Hand.

„Mir wird oalles verziehn!“ begann sie. „Ich hab ihm oalles gesoat, und 's wird mer verziehn!“

Mit ihrem blassen, früh verfallenen Gesicht und ihren verklärten Augen, aus denen ein überirdischer Glanz zu leuchten schien, kam sie mir vor wie eine jener heiligen Frauen, denen wir auf den Bildern alter Meister begegnen.

„Du warst beim Herrn Pfarrer? Entschuldige, daß ich Dich duzel! Aber ich denke, das gehört sich so bei uns.“

„Hochwärd'n ließ mich hol'n“, berichtete sie. „Ach, is dar gutt! Er wird's vun der Kanzel vermelden, und mir wird oalles verziehn. Ich soann och noch in a Himmel kuntm'n, hat a gesoagt.“

Aus Wort und Blick und Gebärde sprach die Glückseligkeit einer von der Hölle erlösten Seele. Ihr war anzusehen, daß ihr ganzes Wesen durchglüht war von einer stillen, reinen, beispiellosen Freude. Sie sah den Himmel offen stehen, — sie, die sich eingebildet hatte, daß sie bestimmt sei für das ewige Feuer. In gräßlicher Schauernacht hatte sie gefühlt und gesehen, wie die Krallen des Satans nach ihrem Halse griffen, und jetzt mit einem Male verspürte sie das Wehen von schützenden Engelsittigen.

„Mir wird oalles verziehn!“ Das wiederholte sie während unserer kurzen Unterhaltung immer wieder. Es war der Wonnegedanke, der sie ganz und gar beherrschte, und sie wußte kaum etwas anderes zu sagen.

„Jetzt, Selma, wirst Du immer glücklich sein! Wir alle sind schuldige Menschen und das größte Heil ist, wenn uns verziehen wird.“

Wir schüttelten uns noch einmal die Hände, und sie ging schnellen Schrittes mit sonnigem Gemüte durch den sonnenlosen Tag.

*

*

*

Der Pfarrer erwartete mich schon. Ich hatte mir eingebildet, daß er sich unter dem Eindrucke der soeben erfolgten Seelenrettung in einer ernsten, weihervoll gehobenen Stimmung befinden werde; statt dessen empfing er mich lachend und in ausgelassener Laune. Er führte mich an einen Frühstückstisch, den die Wirtin wahrscheinlich in aller Eile mir zu Ehren hergerichtet hatte, und füllte die Gläser.

„Ich soll zwar nicht kneipen“, sprach er, „aber heut schlag ich einmal über die Stränge. Meinetwegen sollen die Ameisen noch rebellischer werden.“

„Was für Ameisen?“

Er lachte hell auf, erhob das Glas und stieß mit mir an: „Damit Sie gesund bleiben und nächsten Sommer wiederkommen!“

Seinem Beispiel folgend, tat ich einen herzhaften Zug. Mit einem Seufzer, doch in heiterem Tone, sprach er von seinem giftischen Leiden. Das nasse Wetter taue nichts für ihn. Er habe dann immer das Gefühl, als befände sich in seinem rechten Beine ein Ameisennest. Wenn er dann gar noch ein Gläschen riskiere, werde das verfluchte Ameisenvolk so auf-rührerisch, daß er das Krabbeln und Zwickeln kaum aushalten könne. Ich riet ihm, keinen Wein zu trinken und dadurch die Rebellion des sonderbaren Ameisenstaates zu verhüten; doch er schüttelte den Kopf und meinte, es gäbe feste, die unbedingt gefeiert werden müßten — und er stieß abermals mit mir an. Von Selma sprach er erst, nachdem ich ihm mitgeteilt hatte, daß ich ihr draußen begegnet sei und daß sie sich erleichtert und glücklich fühle.

„Ja, sie ist glücklich!“ sprach er leise, und nach kurzem Sinnen fügte er hinzu: „Ich bin es jetzt auch“.

Er war ernst geworden und schwieg eine Weile. Dann verriet er seinen Gedankengang mit den Worten: „Wir müssen alle ins Gericht! . . . Selma hat mich verstanden, und das war gut von ihr . . .“

Ich wagte nicht, zu fragen. Die Scheu, mich in seine priesterlichen Angelegenheiten zu mischen, hielt mich ab. Doch er redete aus eigenem Antrieb, und er sagte, daß er über die Entdeckung des Geldes und über Selmas Schuld von der Kanzel herab reden werde. Der Entschluß sei ihm schwer gefallen; doch es gebe keinen andern Weg. „Und, Fräulein“, rief er lebhaft, „es gibt Richtersprüche, die nicht Verdammnis, sondern Frieden und Freiheit bringen.“

Dann teilte er mir noch mit, daß er vorher mit Frau Koniczky und mit dem Uhrmacher in der Stadt ernstlich reden wolle. „Es muß gelingen! Daraus trinken wir!“

Meine Zeit war kurz bemessen. Er versprach, mir über den Verlauf der Ereignisse brieflich zu berichten, und ich hinterließ ihm meine Adresse. Der Abschied war herzlich und fröhlich, und ich schied von dannen mit dem glühenden Gefühl der innigsten Verehrung. Ja, unser alter Pfarrer Weiß!

*

*

*

Drei Stunden später stand ich am Bahnhof und schüttelte meiner alten, neugewonnenen Freundin die Hände. Unter der Vorgabe, Besorgungen in der Stadt machen zu müssen, hatte sie mich begleitet.

„Gewiß, Mutter Kerber, ganz gewiß! Wenn ich übers Jahr gesund bin, sitzen wir wieder die halbe Nacht in der Laube und lassen den Nachtwächter pfeifen. Grüßen Sie die Schwiegertochter noch einmal recht herzlich und den August auch! Sagen Sie ihm, daß ich ihm noch nie so gut war wie jetzt. Und vieltausend Dank für alles! . . . Ich habe Wunder erlebt in meiner Heimat und bei Ihnen wunderschöne Stunden genossen . . . Und auf dem Kirchhof grüßen Sie mir die Mutter Rölle . . .“

Das war ein Abschied, der das Herz ergriff. „Adje, adje, adje! Auf Wiedersehn!“

Keuchend rückte die Lokomotive an und der Zug entführte mich aus dem Tale meiner Jugend. Aus kurzer Sommerfreiheit ging's zurück in die pflichtenreiche Lebensheimat. Ich schloß die Augen, und im Herzen klang es fort und fort: „Auf Wiedersehn!“

*

*

*

Vom Tage meiner Heimkehr an lebte mein Geist in zwei Welten. In der Welt, in der ich mit allen Lebensfasern wurzelte und aus der ich schaffend und strebend meine Lebenskräfte sog, und in der Welt meiner Kindheit, die mir verloren gegangen war und mit der mich ein wunderseftames Geschick aufs neue so eng verbunden hatte, daß ich wohl tausendmal des Tags die Gedankenpost zu ihr hinsandte. Auf alle die unausgesprochenen und ungeschriebenen Fragen, die meine Phantasie mit der Geschwindigkeit des Lichtstrahls in die ferne trug, kam eines Morgens der ersehnte Bescheid. In zitternder Erregung und hungriger Erwartung schnitt ich den Brief auf, dessen Herkunft mir der Poststempel und die altertümliche Handschrift verrieten. Vom Pfarrer Weiß! . . .

Ich überflog die ersten Zeilen; dann verließ ich mein Heim. Die Minute gebot mir, schleunig an die Stätte meines beruflichen Wirkens zu eilen. „Pünktlichkeit ist die Seele des Geschäfts!“ lautete der Wahlspruch des Geschäftsherrn, dem ich diente.

Durch lärmvolle Straßen, durch das Gewühl geschäftig hastender Menschen führte mein Weg. Ich achtete nicht auf das Lärmen und das Gewoge, — ich hielt meinen Brief in den Händen, hielt ihn fest als ein kostbares Besitztum, und ich las. Meine Seele weilte ganz und gar in der zweiten Welt, aus der mir der Brief Kunde gab, und nur wenn ich versehentlich mit Leuten, die es ebenfalls eilig hatten, zusammenprallte und um Entschuldigung bitten mußte, kehrte mein Bewußtsein auf Augenblicke in die Großstadtwelt zurück, doch nur um schnell wieder in die dörfliche Stille zu fliegen.

„. . . Der Heiland, liebes Fräulein, gab mir nicht allein die Stärke, zu den Menschen zu reden, wie ich reden mußte, er gab mir auch das rechte Wort und die rechte Weise: „Wer sich frei fühlt von Schuld, der hebe den ersten Stein auf!“ . . . Als Sie am Freitag von uns schieden, freute ich mich, daß Sie nicht über den Sonntag hier blieben. Ich fürchtete, daß es Ihrem guten Herzen weh tun würde, zu hören, wie von der Kanzel herab eine Mitschwester, die Sie leiden sahen und die Sie lieb gewonnen haben, einer allerschwersten Sünde geziehen wird. Noch nie ist mir der Aufstieg zur Kanzel so schwer gefallen, wie am Sonntag. Jetzt aber, da alles vorbei ist, bedauere ich, daß Sie nicht hier waren. Zwar galt es, über eine entsetzliche Schuld zu richten und das Andenken einer schuldlos verdamnten Toten von Schande zu befreien, auch dem in Amerika wohnenden Freunde die Genugthuung zu gewähren, die er zu fordern hat; aber ich sagte Ihnen schon, mein teures Fräulein, daß man richten und schlimme Schuld sühnen kann, ohne zu verdammen. Ich bin vielleicht zu nachsichtig gewesen und ich bitte Sie deshalb um Verzeihung . . .“

Unser alter Pfarrer Weiß — dieser edelherzigste aller Menschen, die je in den Bannkreis meines Lebens eingetreten sind! Ich las weiter und weiter, in fliegender Hast, Seite für Seite, und im Geiste war ich mitten drunter unter der Gemeinde, zu der er eindringlich, mit bewegter Stimme und mit Tränen in den Augen redete. Ich hörte, wie er, der anklagen sollte, zum Verteidiger wurde, wie er zwar Worte fand, den begangenen Frevel in voller Schrecklichkeit zu schildern, doch zugleich voll tiefer Seelenkenntnis und Heilandsmilde immer neue Milderungsgründe suchte und immer wieder von Verzeihung sprach. Ich sah und hörte, wie ihn auf Minuten die Entrüstung schüttelte; aber nicht die Entrüstung gegen die arge und hart bestrafte Sünderin, sondern gegen alle, in der bei solcher Gelegenheit die Pharisäermoral zu reden beginnt. Ich hörte die Gemeinde schluchzen, als er daran erinnerte, wie die alte Frau Rölle beschuldigt, drangsalirt, gepeinigt, ins Gefängnis geschleift und in Schmach und Tod getrieben worden sei und wie so wenige die Hand für sie erhoben und bekundeten: „Dieser hochehrenwerten Frau trauen wir ein solches Unrecht nicht zu.“

Ich las aus dem Briefe und sah im Geiste, wie sich nach beendetem Gottesdienste die Gemeinde am Grabe der einst geächteten und nun herrlich gerechtfertigten Frau drängte, wie das Grab mit Tränen benetzt wurde und wie in allen Gemütern das Bewußtsein brannte, daß der Toten da unten in der Erde, als sie noch im Leben weilte, ein schauerliches, nie zu tilgendes tödliches Unrecht zugefügt worden war. Das war ein großer, feierlicher und herrlicher Tag der Vergeltung!

„Ich sende Ihnen, meine liebe, junge Freundin, die Adresse Eduard Röllers mit. Ihnen hat es Eduard zu danken, daß seiner Mutter die geraubte Ehre zurückgegeben wurde, und Ihnen gebührt die Ehre und die Freude, dem Sohne alles zu schreiben, was sich Großes ereignet hat.“

Berauscht von Wonne begann ich mein Tagewerk. Und obwohl ich voller Glück war, wünschte ich doch, daß der Abend bald kommen möge, auf daß ich beginnen konnte mit meinem langen Bericht an Eduard Rölle. Einen Festtag wollte ich ihm bereiten — vielleicht den größten Festtag seines Lebens. Eine Festgabe von unschätzbarem Werte sollte er aus meinen Händen empfangen: den Brief unseres alten Pfarrers Weiß.

Umschau.

Oberschlesien im Februar 1905.

Handel und Börse. Arbeiterausstand. Unruhen in Rußland. — Oberschlesischer Kohlenmarkt. Statistik des Kohlenbergbaues für 1904. Oberschlesische Kohle für die Marine. Gräfin Laura-grube. — Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter der ober-schlesischen Industrie. — Koksmarkt. — Oberschlesischer Eisenmarkt. Oberschlesische Roheisenproduktion. Zink- und Bleierz-grube Wilhelmglück. Donnersmarchhütte. — Kasinogebäude der Schlesischen Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb in Lipine. — Schlesische Aktiengesellschaft für Portland-Zementfabrikation zu Groschowitz. Portland-Zementfabrik vor-mals A. Giesel in Oppeln. — Die Sobotzischen Fabrikanlagen in Ratibor. — Handelskammer für den Regierungsbezirk Oppeln. Innungen in Hultschin. — Bahnbau Neisse-Weidenau. Elek-trische Straßenbahn Cosel-Kandrzin. — Schifffahrtseröffnung auf der Oder. Galeerenschiffahrt auf der Przemsza. — Saaten-markt in Ratibor. Schweineeinfuhr. Königliche Forstschule in Proskau. — Kaiserdenkmal in Neustadt. Stadttheater in Kattowitz. Erinnerungssäule in Altendorf-Ratibor. — Kommu-nales. Spar- und Darlehnskassen. Vorschußverein Neisse. Oberschlesische Bank in Beuthen O.-S. Verdienstvolle Männer auf kommunalem Gebiete. — Genickstarre. Krankenhaus in Cosel. — Gefangenenfürsorgeverein für den Stadt- und Land-freis Gleiwitz. — Aus der Gesellschaft.



Handel und Börse zeigten im Februar trotz mancher ungünstigen Umstände im ganzen und großen eine feste Grundstimmung. Auf allen Gebieten war die Marktstimmung zuversichtlich und nach oben gerichtet. Diese günstige Tendenz wurde getragen von der gewaltigen Geldflüssigkeit, die sich von Tag zu Tag noch weiter ausprägte und die Zinssätze in einem seit Jahren nicht dagewesenen Maße

herabdrängte. Ein Hauptinteresse nahm die Börse an den Streikverhältnissen auf den heimischen oberschlesischen und den anderen Gruben des In- und Auslandes. Auf den oberschlesischen Gruben nahmen die Arbeitseinstellungen an Umfang immer mehr zu. Die Nachrichten von den Arbeiterbewegungen im Ruhrgebiet machten auch einen Teil der oberschlesischen Grubenarbeiter sehr unternehmungslustig. Diese taten sich zusammen und suchten folgendes durchzusetzen: Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung des Schicht- und Gedingelohnes, Erhöhung des freikohlenquantums und Abstellung von Mängeln im Betriebe. Besonders auf der Königin Luise-grube in Zabrze war die Arbeiterbewegung eine starke. Auch auf mehreren anderen Gruben brach der Streik aus. Doch verlief die ganze Bewegung verhältnismäßig ruhig und vor allem unblutig. Die Betriebsleiter der Steinkohlenbergwerke traten den Arbeitseinstellungen mit völliger Ruhe und Festigkeit entgegen. Erheblich unfreundlicher lagen die Verhältnisse beim russischen Nachbar. Dort waren die Unruhen mit Blutvergießen verbunden und so gefährlich, daß hunderte aus den russischen Grenzgebieten nach Preußen flüchteten, ihr Besitztum zurücklassend, um der Zerstörungswut der streikenden Arbeiter zu entgehen.

Der oberschlesische Kohlenmarkt erfuhr im Februar infolge des Ruhrarbeiterstreiks und des starken Exports nach Russisch-Polen und Österreich eine außerordentliche Bewegung. Nach der Statistik des Kohlenbergbaues im Oberbergamtsbezirk Breslau für das Jahr 1904 erfuhr die Förderung des vierten Vierteljahres gegen die der drei ersten Vierteljahre eine Steigerung: Die Förderung betrug 7 978 605 Tonnen = 26,04 % der gesamten Jahresförderung von 30 643 066 Tonnen, gegen 25,70 % im dritten, 23,19 % im zweiten und 25,07 % im ersten Vierteljahre. Ebenso stieg der für die Tonne erzielte Durchschnittspreis im vierten Vierteljahre auf 7,59 Mark und erzielte gegen das dritte Vierteljahr eine Steigerung um 0,53 % und gegen das zweite Vierteljahr eine solche um 2,43 %; gegen das erste Vierteljahr dagegen war der Durchschnittspreis um 0,11 Mark = 1,43 % niedriger. Von der gesamten Jahresförderung (30 643 066 Tonnen) entfallen rund 83 % auf Oberschlesien und rund 17 % auf Niederschlesien. Beim Braunkohlenbergbau betrug die Förderung 300 575 Tonnen; sie stieg im vierten Vierteljahre gegen das dritte um 13,75 %, gegen das zweite und erste Vierteljahr um 27,92 % bzw. 5,98 %. Die Gesamtproduktion hat gegen das Vorjahr um 15,45 % zugenommen. Der für die Tonne erzielte Durchschnittspreis von 3,79 Mark im vierten Vierteljahr war gegen das dritte um 1,07 %, gegen das zweite um 4,70 % und gegen das erste Vierteljahr um 2,43 % höher. Doch erfuhr der Durchschnittspreis gegen das Vorjahr eine Abnahme um 0,80 %.

Seit jeher haben die oberschlesischen Gruben zu ihrem Leidwesen sehen müssen, wie die Kaiserliche Marine für ihre Schiffe ausschließlich englische und westfälische Kohlen verbraucht hat. — Vor einigen Jahren hatte die Marine Versuche mit oberschlesischer Kohle vorgenommen; weil dieselben aber nicht befriedigt haben sollen, verzichtete die Marineverwaltung seit dieser Zeit gänzlich auf oberschlesische Kohlen. Nun war es für die oberschlesischen Gruben wertvoll, festzustellen, inwieweit die Weigerung der Marineverwaltung, oberschlesische Kohle zu verwenden, berechtigt sei. Deshalb beschlossen sie in ihrem Berg- und Hüttenmännischen Verein, auf der „Marthahütte“ bei Kattowitz eine Versuchsstation einzurichten, um sämtliche oberschlesischen Kohlen, getrennt nach den einzelnen Flözen, auf ihre Verwendbarkeit für Schiffskesselheizung zu untersuchen. Diese Versuchsstation trat voriges Jahr in Betrieb; sie ist mit den verschiedensten Arten von Schiffskesseln ausgerüstet und mit den neuesten Apparaten der Feuerungstechnik versehen. Die Versuche werden durch den Oberschlesischen Dampfkesselüberwachungsverein und dessen Ingenieure ausgeführt; wiederholt wurden bei den Versuchen Vertreter der Kaiserlichen Marine zugezogen. In der Station sind auch westfälische Schiffskesselkohlen bester Art von verschiedenen Zechen untersucht worden, um vergleichende Zahlen bei der Untersuchung zu grunde legen zu können. Die Versuche mit oberschlesischen Kohlen haben bisher recht günstige Resultate geliefert. Namentlich übertrifft ihre Härte und Lagerfähigkeit alle anderen überhaupt in Betracht kommenden Kohlen des In- und Auslandes. Die Versuche hierüber sind noch nicht abgeschlossen. Man gibt sich in Oberschlesien der Hoffnung hin, daß gewisse Gruben aus bestimmten Flözen demnächst Kohle zu liefern in der Lage sein werden, die allen Anforderungen der Kaiserlichen Marine gerecht werden.

Auf dem Bahnschacht der Gräfin Lauragrube bei Chorzow ist eine Betriebserweiterung erfolgt; die Verwaltung hat ein großes Kesselhaus, in dem sieben Kessel mit SelbstheizungsVorrichtung eingebaut sind, aufzuführen lassen; die Anlage ist ihrer Bestimmung bereits übergeben.

Für die Arbeiterwohlfahrt wird auf den oberschlesischen Gruben sehr viel getan. Auf dem Ostfelde des Königlichen Steinkohlenbergwerks Königin Luisegrube ist das sechste Wohnhaus für 12 Arbeiterfamilien fertiggestellt worden. Auch auf der kons. Konkordigrube sind mehrere neue Arbeiterwohnhäuser hinzugekommen; das Werk hat 127 solcher Häuser, in denen gegen 700 Familien, d. s. fast 10 % der Belegschaft, untergebracht sind. Die Hedwigwunischgrube gewährt fast 500 Bergleuten (15 %) Unterkunft; dieses Werk hat außerdem ein Logierhaus, in welchem noch 200 Bergleute zum Preise von 8 Pfg. pro Tag wohnen, die auf Wunsch auch volle Beköstigung zum Satz von 90 Pfg. pro Tag erhalten. Die von

der Schlesischen Aktiengesellschaft zu Lipine errichteten Arbeiterwohnhäuser sind für 14 oder 16 Familien berechnet; sie enthalten Wohnungen mit zwei Stuben und Küche, einige wenige bestehen aus einer Stube und Küche; zu allen Wohnungen gehören getrennte Boden- und Kellerräume, sowie besondere Holz- und Kohlenställe; die Hauseingänge und die Straße selbst sind elektrisch beleuchtet. Die Wasserversorgung erfolgt aus der fiskalischen Trinkwasserleitung, die Abführung der Wirtschaftswasser in besonderen Kanälen. Der Mietspreis für die Wohnung beträgt nur die Hälfte des ortsüblichen. Auf den einzelnen Bergwerken und Hütten sind außerdem noch Schlafhäuser vorhanden. Die kons. Gieschegrube beabsichtigt auch in diesem Jahre den Bau mehrerer Familienhäuser für ihre verheirateten Bergleute. Die Grube besitzt bereits zwei Schlafhäuser mit zusammen 600 Betten. Für Schlafstelle, Bettwäsche, Beleuchtung und Heizung sind 1,80 Mark auf den Monat zu zahlen. Auf der Grube besteht auch ein Kindergarten nebst Park, in dem unter Aufsicht einer Lehrerin 50 bis 60 Kinder, die noch nicht schulpflichtig, also unter 6 Jahren sind, spielen können; als Entgelt wird für 1 Kind 50 Pfg. auf den Monat gezahlt, die übrigen Kosten trägt die Verwaltung. Auch auf der Kleophasgrube werden die Arbeiterwohnungen ständig vermehrt; die beiden dort vorhandenen Schlafhäuser enthalten 580 Betten.

Auf dem Koksmarkt entstand insolge des durch die Streikbewegung der Grubenarbeiter hier und da eingetretenen Kohlenmangels eine flotte Bewegung. Auf den oberschlesischen Koksbetrieben herrschte eine recht lebhafte Verladetätigkeit; nicht nur Stückkoks, sondern auch Zünder fanden reißenden Absatz. Fabrik- und Gießereibetriebe ließen ununterbrochen mächtige Kokshalden aufstapeln, um einer event. Störung ihrer Betriebe vorzubeugen, wenn es an Kohle mangeln sollte.

Die Lage des oberschlesischen Eisenmarktes war eine befriedigende. Sowohl die Summe der seit Anfang des Jahres gebuchten Aufträge als auch der Beschäftigungsstand an vorliegenden Aufträgen wiesen eine stetige Zunahme auf, so daß die Hoffnung gerechtfertigt erscheint, daß den Werken ein regelmäßiger und befriedigender Betrieb gesichert bleibt. Die Bautätigkeit begann merklich zuzunehmen; es wurden Bestellungen auf Eisen von Eisenbahnwerkstätten, Schiffswerften, Konstruktionswerkstätten, Waggon-, Lokomotiven- und Brückenbauanstalten erteilt, auch für die Privattätigkeit ist der Begehr gewachsen. Die Neukäufe in Bau- und Fabrikeisen waren belangreich. Nur in Handelseisen hielt der Verband noch mit Abgaben zurück, doch drängten die Anfragen aus Handelskreisen sehr. Für den vermehrten Bedarf sprach recht deutlich der Umstand, daß sich die Annahmungen um beschleunigte Lieferung von Tag zu Tag mehrten. Die Preislage war

unverändert, aber fest. Die Abgänge nach dem Auslande sind im Zunehmen begriffen. In feldbahnschienen wurden größere Abschlüsse gebucht. Die Besserung auf dem Trägermarkt hielt an. Der Grobblechmarkt hat durch die Auflösung des Grobblechverbandes an Festigkeit nichts eingebüßt; die Werke waren gut beschäftigt; der Oberschlesische Stahlwerksverband, durch den die Verkäufe bewirkt werden, hielt an den letzten Preisen fest. Auch in Feinblechen waren die Arbeitsverhältnisse befriedigend. Die Besezung der Rohrwalzwerke gab zu Klagen keinen Anlaß. Der Roheisenmarkt war fest bei steigender Preisrichtung, welche sich namentlich für Qualitätsmarken geltend machte. Die Vorräte nahmen in allen Roheisengattungen wesentlich ab. Die oberschlesische Roheisenproduktion betrug im vergangenen Monat 67 867 Tonnen gegen 64 103 Tonnen im korrespondierenden Monat des Vorjahres. Es wurden hergestellt 7210 Tonnen Gießereiroheisen, 5065 Tonnen Bessmerroheisen, 18 618 Tonnen Thomasroheisen, 7348 Tonnen Stahl- und Spiegeleisen und 29 626 Tonnen Puddelroheisen. Die Zink- und Bleierzgrube Wilhelmsglück, welche zur einen Hälfte der Schlesischen Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb und zur anderen Hälfte der fideikommißherrschaft Beuthen O. S. gehört hat, wurde von der Gräflich Henckel von Donnersmarckschen Bergwerksverwaltung in Carlshof angekauft. Im Jahre 1903 produzierte die Grube 11 730 Tonnen Zinkblenden, 3870 Tonnen Bleierze und 1490 Tonnen Schwefelerze; der Gesamtertrag der Produktion belief sich auf rund 800 000 Mark. Die Donnersmarckhütte hat mit dem Wiederaufbau des im vorigen Herbst außer Betrieb gesetzten und abgetragenen Hochofens III beginnen lassen. Die Arbeiten sollen derart beschleunigt werden, daß der Ofen womöglich noch in diesem Jahre angeblasen werden kann. Die Verwaltung der Schlesischen Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb hat in Lipine ein Kasinogebäude für die Arbeiter der Hütte errichtet, worin diese ihre feste abhalten, deutsche Theaterstücke aufführen und Konzerte u. s. w. veranstalten können. Das stattliche Gebäude steht an der Front der Kronprinzenstraße und enthält Verkaufs- und Lagerräume des Konsumvereins, Wohnung für den Kasinowirt und den Konsumvereinslagerhalter, die eigentlichen Kasinoräume, nämlich ein großes dreieisenstriges Büffetzimmer, ein Extrazimmer, die Garderobe und die Bequemlichkeitseinrichtungen; der große Saal faßt bequem 400 Personen und ist schön und praktisch eingerichtet. Am 26. februar wurde das Kasinogebäude eröffnet. Zur feier des Tages fand ein Wohltätigkeitsfest statt, an dessen Spitze frau Bergrat Remy und eine Anzahl andere Damen standen.

Die Schlesische Aktiengesellschaft für Portland-Zementfabrikation zu Groschowitz bei Oppeln hielt am 18. februar ihre General-

versammlung ab; diese genehmigte die Bilanz und das Gewinn- und Verlustkonto, setzte die sofort zahlbare Dividende auf $10\frac{1}{2}\%$ fest und erteilte der Direktion und dem Aufsichtsrat Entlastung. Auch in der ordentlichen Generalversammlung der Portland-Zementfabrik vorm. A. Giesel in Oppeln wurde die Bilanz genehmigt, ebenso das Gewinn- und Verlustkonto und die Dividende auf 8% festgesetzt.

Das am 4. Februar erfolgte Hinscheiden des fast 73jährigen Kommerzienrats Franz Sobtzik in Ratibor lenkte das Augenmerk auf das Lebenswerk dieses guten und tüchtigen Mannes, der in der Öffentlichkeit so schlicht und still erschien. Im Jahre 1858 übernahm er das väterliche Geschäft, eine schlichte Pfefferküchelei. Des Vaters bescheidener Betrieb war wohl auch über das Weichbild der Stadt Ratibor hinaus in Ansehen, die Sobtzik'schen Honigkuchen waren auch damals schon allerorten in Oberschlesien beliebt; heute aber werden alle Erzeugnisse der Firma Sobtzik, die verschiedenen Chokoladen, Honigkuchen und sonstigen Fabrikate in allen Gauen des Reiches und darüber hinaus versandt. Auf allen Ausstellungen, welche die Firma beschickte, wurden ihre Erzeugnisse mit den höchsten Preisen ausgezeichnet. Franz Sobtzik baute das Etablissement immer weiter aus. Die Gründung und Entwicklung der Sobtzik'schen Fabrik ist in einem in Ecksteins biographischem Verlage in Berlin erschienenen Heft „Franz Sobtzik“ dargelegt. Das Heft ist in das große Sammelwerk „Industrie, Handel und Gewerbe, Historisch-biographische Blätter“ eingereiht.

Am 7. Februar fand in Gleiwitz die 80. Plenarsitzung der Handelskammer für den Regierungsbezirk Oppeln statt. Sie war von 27 Mitgliedern besucht und wurde vom Generaldirektor Williger geleitet. Regierungsrat Kielburger wohnte als Vertreter der Regierung der Sitzung bei. Die Kammer erstattete, wie in der Sitzung u. a. hervorgehoben wurde, dem Regierungspräsidenten ein Gutachten über die voraussichtliche Entwicklung des Verkehrs im projektierten Umschlagshafen in Oppeln. Nach dem Bericht des Syndikus Nasse ist die Rentabilität des Umschlagshafens außer Frage. Da die Stadt Oppeln sich weigert, den Bau des Hafens auszuführen, so wird der Staat dies tun müssen. Derselbe Berichtserstatter referierte hierauf über die Vorlage betreffend die Handelsverträge. Die Kammer ist der Überzeugung, daß die Industrie durch Erhöhung der Zollsätze für die Folge arg geschädigt werde, und darum hatte der Vorstand eine Kritik der Verträge ausgearbeitet. Nachstehende Resolution wurde schließlich angenommen:

„Die Handelskammer kann sich bezüglich der neuen Handelsverträge für den obererschlesischen Industriebezirk gewisser ernster Befürchtungen nicht erwehren. Sie ist der Ansicht, daß für die Entwicklung der Industrie

ihres Bezirks einschneidende Hemmungen entstehen werden und glaubt nicht, daß es möglich sein wird die schweren Schäden auszugleichen, die der Industrie ihres Bezirks einerseits in ihren Gesehungskosten aus der Erhöhung der Lebensmittelzölle, andererseits aus der erschwerten Exportmöglichkeit und der verringerten Konkurrenzmöglichkeit gegen gewisse Produkte des Auslandes erwachsen.“

Des weiteren verhandelte die Kammer über die Vorlage betreffend die Schiffsahrtsabgaben auf den freien Strömen und über die Abänderung des Vereinszollgesetzes. Justizrat Bitta-Neudeck berichtete über die Sondergerichtsbarkeit in Patentsachen.

Das 300jährige Bestehen feierte am 15. Februar die Fleischerinnung in Hultschin und verband damit die Feier des 25jährigen Jubiläums ihres Obermeisters Franz Szuka. Die Hultschiner Bäckerinnung besteht auch bereits 100 Jahre. Die ältesten Privilegien besitzt die Hultschiner Töpferinnung, die 600 Jahre bestanden, aber sich aufgelöst hat.

Die Vorbereitungen für den Bahnbau Neisse-Weidenau sind durch einen Beschluß der Stadtverordnetenversammlung in Neisse vom 15. Februar einen bedeutenden Schritt vorwärts gekommen. Auf der Tagesordnung stand der Antrag des Magistrats, zu dem Bahnbau 192 000 Mark à fonds perdu zu bewilligen und außerdem eine Zinsgarantie von 200 000 Mark zu übernehmen. Dazu berichtete Stadtverordnetenvorsteher Bankier Gloger, daß zu dem Bahnbau Grund und Boden kostenlos hergegeben werden müssen, wenn auf die Unterstützung von Staat und Provinz gerechnet werden soll. Zu dem Erwerb des Grundes seien 192 000 Mark erforderlich, wovon Neisse 162 000 Mark und Weidenau 30 000 Mark zu übernehmen hätten. Ferner soll Neisse 30 000 Mark Aktien zeichnen und für das von der Provinz zu gewährende Darlehn in Höhe von 400 000 Mark eine Zinsgarantie übernehmen. Die Baukosten betragen etwa $1\frac{3}{4}$ Millionen Mark. Das Anlagekapital müsse mit $2\frac{1}{2}\%$ verzinst werden, so daß die Stadt Neisse eine Gesamtleistung von jährlich 9390 Mark aufzubringen haben würde. Oberbürgermeister Warmbrunn empfahl die Bewilligung der geforderten Summen. Durch die projektierte Bahn werde für den Kreis ein vorzügliches Verkehrsmittel und die beste Verbindung mit dem Nachbarlande geschaffen. Es entspann sich eine lebhafteste Debatte, in der zunächst zwei Stadtverordnete als Gegner des Bahnbaues austraten; die Mehrzahl der Stadtväter war der Ansicht, daß die Stadt Neisse von der Bahn Nutzen haben werde. Der Magistratsantrag wurde mit einer geringen Abänderung bezüglich der Höhe der Verzinsung und der Amortisation angenommen. Durch diesen Beschluß ist der Bahnbau Neisse-Weidenau gesichert, weil damit die zu den Baukosten noch fehlende Summe bewilligt ist und Staat,

Provinz und Kreis nunmehr ihre Zuschüsse nicht mehr verweigern werden. — Geplant ist der Bau einer gleislosen elektrischen Straßenbahn von der Stadt Cosel nach den Bahnhöfen Cosel und Kandrzin. Die Provinzialbehörde verlangt für die durch Aufstellung der Trägermasten für die Drähte notwendige Benutzung der Chaussee nach Kandrzin eine bedeutende Entschädigung, so daß der Bau dieser Straßenbahn einige Zeit in Frage gestellt war. Die städtischen Körperschaften beschloßen, wegen dieser Angelegenheit eine Abordnung an den Landeshauptmann zu entsenden. Die Stadt Cosel und die Interessenten müssen sich finanziell mit rund 50 000 Mark an dem Projekt beteiligen; die Stadt hat eine Einlage von 10 000 Mark gemacht, der Vorschußverein Cosel beteiligt sich mit einer gleichen Summe, den Rest bringen die Interessenten auf.

Die Schiffahrtseröffnung auf der Oder erfolgte gegen Ende des Monats Februar, der Umschlagsverkehr in Cosel-Oderhafen am 1. März. Als erste Frachtnotizen der beginnenden Schiffahrtsperiode waren festgesetzt: Ab Wasserstation Cosel-Oderhafen für Steinkohlen nach Berlin-Oberspree 50 bis 51 Pfg., nach Berlin-Unterspree 52 bis 53 Pfg.; für Massengüter in Teilladungen von 50 Tonnen und mehr 65 bis 80 Pfg. nach Berlin, 50 bis 55 Pfg. nach Stettin, 75 bis 85 Pfg. nach Hamburg; für schwere Stückgüter bei 5 Tonnen und mehr 70 bis 80 Pfg. nach Berlin, 60 bis 70 Pfg. nach Stettin, 90 bis 95 Pfg. nach Hamburg; leichte Stückgüter bedingen je 20 bis 30 Pfg. Zuschlag. Die Frachtraten gelten als reine Schiffsfrachten für je 100 Kilogramm ohne jede Nebenspesen. Auf der Przemsä konnte die Galeerenschiffahrt schon am 20. Februar eröffnet werden. An diesem Tage wurden an der Verladestelle Neu-Przemsägrube bei Brzezinka die ersten Galeeren mit Kohle geladen, die nach Łódź und Warschau in Russisch-Polen gingen. Auf diesem Wasserwege werden jährlich etwa 15 000 Tonnen verfrachtet.

In Ratibor fand ein vom Landwirtschaftlichen Verein veranstalteter Frühjahrssaatenmarkt am 9. Februar statt, der gut beschickt war. Auch Obstbäume, Wildlinge, Sträucher, Heu, Düngemittel, landwirtschaftliche Maschinen, Pferdedecken, Schlafdecken, Preßstrohbindfaden und allerlei landwirtschaftliche Bedarfsartikel waren ausgestellt. Der Handel war lebhaft; es wurden gegen 2500 Zentner Sämereien und 2000 Zentner Kartoffeln umgesetzt. Die Schweineeinfuhr in die Schlachthäuser des oberschlesischen Industriebezirks während des Monats Februar bezifferte sich auf 5562; davon entfallen auf die einzelnen Schlachthäuser in Beuthen 1426, Gleiwitz 296, Kattowitz 1280, Königshütte 904, Myslowitz 700, Tarnowitz 519 und Zabrze 437 Schweine. Oberschlesien hat bekanntlich eine Königliche Forstschule in Proskau. Dieselbe bleibt in Proskaus

Mauern nur noch bis zum 1. Oktober d. J., da sie zu diesem Zeitpunkt nach Margoninsdorf, Bezirk Posen, verlegt wird, wo ein staatliches Gebäude (Schloß) leer steht, das für diesen Zweck zur Verfügung gestellt wird. Die Proskauer Forstschule wird am 1. Oktober 1905 das 25 jährige Jubiläum ihres Bestehens in Proskau feiern.

Oberschlesien wird an schönen Denkmälern und anderen öffentlichen Bauwerken immer reicher. Die Stadt Neustadt O.-S. hat die Genehmigung zur Aufstellung eines Denkmals für Kaiser Wilhelm nach dem Entwurfe des Bildhauers Böse in Berlin erhalten. Zum Bau des Stadttheaters in Kattowitz hat der Staat eine einmalige Beihilfe von 160 000 Mark bewilligt. In Altendorf bei Ratibor steht am Anfang der Leobschützer Straße eine kleine Säule, auf die Oberlehrer Dr. Machula-Ratibor durch einen im Evangelischen Männer- und Jünglingsverein gehaltenen Vortrag die Aufmerksamkeit lenkte. Diese Säule soll an zwei der bedeutendsten Männer Schlesiens und an eins der denkwürdigsten geschichtlichen Ereignisse erinnern. Die beiden Figuren im oberen Teile stellen den Herzog Heinrich IV. von Breslau (1266 bis 1290) und den Bischof Thomas II. von Breslau (1270—1292) dar. Beide lagen jahrelang in einem höchst erbitterten Streit, söhnten sich aber endlich an der bezeichneten Stelle aus. Bald nach diesem Ereignisse ist dort wahrscheinlich ein Erinnerungszeichen aufgerichtet worden. Aus welcher Zeit die jetzige Säule stammt, ist nicht festzustellen. Nach Welkels Chronik von Ratibor stand früher an der Stelle eine Kapelle, in welcher die Versöhnungsszene im Bilde dargestellt war.

In kommunaler Beziehung heben wir zunächst einige Punkte aus dem Haushaltsetat des Kreises Kattowitz für das Jahr 1905 hervor. Die Einnahmen betragen 386 400 Mark. Zur Deckung der Kreisbedürfnisse sind 286 307 Mark erforderlich, von denen 275 125 Mark durch 23 % Zuschlag als Kreisabgaben erhoben werden. Die Kreishaufseer bringen insgesamt 37 500 Mark. An Armenlasten werden 26 000 Mark gefordert. Als Amortisationsquote sind im Etat 37 500 Mark eingestellt. Am 1. November 1907 wird der Kreis schuldenfrei sein. In der Stadt Myslowitz wird die Anstellung eines zweiten Bürgermeisters angestrebt. Über die Kommunalveränderungen von Zabrze u. s. w. ist folgendes zu melden: Am 1. April d. J. tritt die neue Gemeinde Zabrze durch Verschmelzung der Gemeinden Alt- und Klein-Zabrze, Dorotheendorf, des Gutsbezirks Zabrze und Gemeinde- und Gutsanteiles von Zaborze C ins Leben. Diese neue Gemeinde behält die Benennung „Zabrze“ und wird eine Einwohnerzahl von etwa 60 000 haben. Sie strebt darnach, vom Fürsten von Donnersmarck größere Grundstückskomplexe anzukaufen, die zur Anlage von

Erholungsplätzen und zur Errichtung öffentlicher Gebäude dienen sollen. Später wird wohl die Gemeinde Zabrze städtische Verfassung erlangen und gleichzeitig eine Namensänderung erhalten. Die Nachbargemeinde Zaborze wird durch Umgemeindung von Zaborze (Marktplatz, Dorf und Poremba), den Kolonien A, B und D, dem Hofplatz Zaborze und dem Gutsbezirk mit zusammen etwa 25 000 Seelen gebildet werden. Alle vorgenannten Ortschaften, aus denen die Gemeinden Zabrze und Zaborze gebildet werden sollen, sind bisher in drei Amtsbezirke, Zabrze, Zaborze und Makoschau, geteilt, aus denen nun ein einziger Amtsbezirk „Zabrze“ zusammengesetzt wird. Übrigens ist der Gemeindevorsteher von Klein-Zabrze, Bessert, zum Bürgermeister von Ostrowo in Posen gewählt worden. Eine Namensänderung für Zaborze wäre erwünscht, weil durch die Änderung eine Verwechselung zwischen Zabrze und Zaborze vermieden würde. — Die Stadt Ratibor hat neben der Gasbeleuchtung auch elektrisches Licht eingeführt. Auf dem Ringe und in den Straßen sind elektrische Bogenlampen aufgestellt. An dem Tage der Abnahme des Elektrizitätswerkes erstrahlten des Abends sämtliche Bogenlampen in prächtigem Lichte. Die neue Anlage funktionierte bei der Abnahme vortrefflich; die Lampen brannten intensiv hell und auch ruhig, ein Flackern war nicht zu bemerken. Die Ratiborer Gasanstalt hat eine neue Sauggasanlage erhalten. Da die Stadt Rybnik eine ähnliche Sauggasanlage zum Betriebe eines Wasserwerkes anschaffen will, so besichtigte eine Kommission aus Rybnik die Ratiborer Anlage. — Aus dem vom Bürgermeister Wiczorek in Landsberg O.-S. erstatteten Verwaltungsbericht für 1904 sei hervorgehoben, daß der Magistrat von Landsberg 22 Sitzungen abgehalten und 230 Vorlagen erledigt hat; die Stadtverordneten hatten in 15 Sitzungen über 79 Vorlagen Beschluß zu fassen. Die Polizeiverwaltung hat im vergangenen Jahre 2245 Grenzlegitimationscheine nach Rußland ausgestellt. Die katholische Volksschule hat 335 Schüler einschließlich 6 jüdischer Kinder; die evangelische Volksschule zählt 102 Kinder. Nach der letzten Viehzählung besitzt die Stadt Landsberg 31 Pferde und 125 Stück Rindvieh. Landsberg hat auch eine Spar- und Darlehnskasse, deren Aufsichtsrats-Präsident Pfarrer Hehnel ist. Die Kasse hat 231 Mitglieder und ist sehr lebensfähig. Sie leiht Gelder an ihre Genossen gegen Bürgschaft zu $4\frac{1}{2}\%$ aus und verzinst die Spareinlagen von 1000 Mark. an zu 4% . Ein recht erfreuliches Bild gewährt der Geschäftsbericht des Vorschußvereins Neisse für das Jahr 1904. Der Verein hat 1474 Mitglieder. In der am 25. Februar stattgefundenen Generalversammlung erstattete Direktor Nikles den Geschäftsbericht. Der Geschäftsumsatz und der Reingewinn haben während des vergangenen Jahres eine Höhe erreicht, wie dies seit

Bestehen des Vorschußvereins noch nicht der Fall war. Der Gesamtumsatz betrug in diesem Jahre rund 82 Millionen Mark. Die Geschäftsguthaben betrugen rund 900 000 Mark, die Reserven 300 000 Mark, die Gesamtzeins-einnahme 167 437,30 Mark, der Reingewinn 75 502,09 Mark, die Dividende 58 898,49 Mark. Die Dividende konnte infolge des günstigen Geschäfts-ergebnisses von 6 auf 7 % erhöht werden.

Die Oberschlesische Bank in Beuthen O.-S. hat für 1904 einen verteilbaren Überschuß von 234 038,65 Mark erzielt, davon sollen 12 000 Mark dem Reservefonds I, 8000 Mark dem Reservefonds II überwiesen, ferner 7 % Dividende auf das erhöhte Aktienkapital verteilt und rund 29 000 Mark auf neue Rechnung vorgetragen werden. — Der Gemeindevorordnete Fabrikbesitzer Fedor Leschik in Schoppinitz ist seit 25 Jahren Vertreter der Gemeinde und zwar als Gemeindegewählte, Mitglied der Schul- und anderen Deputationen. Dieses Jubiläum wurde am 6. Februar gefeiert; in der Sitzung der Gemeindevertretung hob Gemeindevorsteher Kammeler die Verdienste des Jubilars gebührend hervor. — Rentier Julius Eichhorn wurde zum Ehrenbürger der Stadt Friedland O.-S. ernannt, und zwar in Anbetracht seiner Verdienste um Friedland während einer 30jährigen Wirksamkeit im Stadtverordnetenkollegium und den verschiedensten Verwaltungsdeputationen. — Ein verdienstvoller Mann ist auch der Ratherr A. Prager in Rybnik, der am 23. Februar sein 70. Lebensjahr vollendete. Dieser Tag brachte ihm in seiner Eigenschaft als Mitglied der städtischen Verwaltung und als Vorsteher der jüdischen Gemeinde viele Ehrungen. Er war 24 Jahre Stadtverordneter, 14 Jahre ist er Ratherr, 38 Jahre leitet er die israelitische Gemeinde und ist Kurator des Waisenhauses seit dessen Bestehen. Bei allen Werken humanitärer Art war er stets an der Spitze, er selbst ist ein humaner, im Kreise Rybnik bekannter und hochgeachteter Mann. Die Blandruckfabrik, die über Schlesiens Gauen hinaus bekannt ist, ist seine Schöpfung.

Ein böser Gast hat vor einigen Wochen in Oberschlesien seinen Einzug gehalten, nämlich die Genickstarre. Dieselbe herrscht im ober-schlesischen Industriebezirk, trat besonders in Königshütte auf, von wo aus sie sich in der Umgegend und selbst in entfernteren Gegenden ausbreitet. Wenn auch die Zahl der geforderten Opfer nicht zu groß ist, so wirkt doch das Vorhandensein der ansteckenden Krankheit in mancher Hinsicht störend. Staatliche und kommunale Behörden tun alles Mögliche zur Bekämpfung der Genickstarre, die indessen anscheinend sich immer weiter ausbreitet. — Aus dem Jahresbericht des städtischen Krankenhauses in Cosel für 1904 ist zu entnehmen, daß in dieser Anstalt 336 Kranke verpflegt wurden, wovon 208 genesen und 31 gestorben sind; 75 wurden gebessert und 21 ungeheilt

entlassen. Die Zahl der Verpflegungstage betrug 7760. Der leitende Arzt des Krankenhauses ist der Königl. Kreisarzt Dr. Wolff.

Für den Stadt- und Landkreis Gleiwitz besteht ein Gefangenenfürsorgeverein, dessen Verwaltungsausschuß folgende Herren bilden: Landgerichtspräsident Wentwig, Pfarrer Buchali, Pastor Schmidt, Fabrikbesitzer Kuschnitzky, Erster Bürgermeister Menzel und Landrat von Schroeter. Zum Schriftführer wurde Assessor Krajewski gewählt, zum Schatzmeister Gefängnisinspektionsassistent Kluge. Erster Vorsitzender ist Staatsanwalt Kobligk. Die Mitgliederzahl beträgt 345. Die Tätigkeit des Vereins erstreckt sich auf die persönliche Fürsorge der Strafgefangenen und auf die Familienfürsorge.

Von den Ereignissen innerhalb der Gesellschaft Oberschlesiens sei folgendes erwähnt: Dem bisherigen Generaldirektor der Vereinigten Königs- und Laurahütte, Geheimen Bergrat Otto Junghann, jetzt in Berlin, ist der Kronenorden 3. Klasse verliehen worden. Dechant Gottsmann in Katscher ist durch den Olmüzer Fürstbischof zum Konsistorialrat ernannt worden. Versetzt bzw. angestellt wurden: Kaplan Paul Boronowski in Zabrze als Kaplan nach Dorotheendorf, Kaplan Paul Brendel in Kreuzburg als 2. Kaplan nach Bielschowitz, Kaplan Emanuel Jaffloß in Bielschowitz als 3. Kaplan bei St. Hedwig in Königshütte, Subregens Robert Stosiek in Breslau als Administrator nach Pitschen. Postinspektor Wollny in Ratibor wurde zum Postdirektor ernannt und ihm die Leitung des Postamts in Weißwasser in der Lausitz übertragen. An seine Stelle ist Oberpostpraktikant Seele aus Oppeln als Postinspektor nach Ratibor versetzt worden. Am 19. Februar beging Postdirektor von Wittgenstein in Pless das 25 jährige Jubiläum seiner Ernennung zum Postdirektor. Die diamantene Hochzeit beging das Uhrmacher Keipersche Ehepaar in Grottkau am 2. Februar. Im Gotteshause fand eine entsprechende Feier statt, nach Einsegnung des Jubelpaares händigte Pfarradministrator Dr. Schmidt dem greisen Brautpaare die goldene Ehejubiläumsmedaille aus. Die Stadt Grottkau sandte durch eine Vertretung dem Jubelpaare die herzlichsten Glückwünsche und ein Ehrengeschenk.

Der Tod hat während des Monats Februar in Oberschlesien manche schmerzliche Lücke gerissen. Am 14. starb am Herzschlage der Generaldirektor des Fürsten von Pless, Gustav Weidlich, im Alter von 55 Jahren. Er wurde 1884 in seine Stellung berufen; er war auch in verschiedenen Ehrenämtern tätig, so als Mitglied des evangelischen Kirchenrats in Pless, des Stiftungsrats der Kinderheilherberge „Bethesda“ in Goczalkowitz, des Kreisausschusses für den Kreis Pless, als Kreistagsabgeordneter, Vorsitzender der Ortskrankenkasse für den Kreis Pless. Am 17. Februar starb der Geistliche

Rat und Stadtpfarrer Hugo Ohl in Pleß, 58 Jahre alt. 1871 wurde er zum Priester geweiht und wirkte seit dem 23. Oktober 1871, also über 33 Jahre, in Pleß. Er war 25 Jahre lang Religionslehrer am Pleßer Gymnasium. Am 27. Februar starb der Holzkaufmann Franz Segeth in Lubom im Alter von 57 Jahren. Er war ein im Kreise Ratibor und weit darüber hinaus bekannter Mann, der allezeit seine Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit gestellt hat. Von 1894—1898 vertrat er den Wahlkreis Ratibor als Abgeordneter im Preussischen Landtage, seit dem 1. Januar 1886 war er Kreistagsabgeordneter. In seinem Heimatsorte leitete er seit 1871 den Kriegerverein und war ein eifriges Mitglied der Gemeindevertretung.

Bücherbesprechungen.

Die Urten des Rustikalbesitzes und die Ländereien und Marktgroschen in Schlesiens. Von Dr. phil. Emil Opiß. (73. Heft der Untersuchungen zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. Otto Gierke.) Breslau 1904. Verlag von M. und H. Marcus. XVI und 420 Seiten. Preis 12 Mark.

Die älteren Rechtsverhältnisse Schlesiens sind in mancher Beziehung eigenartig und von denen anderer Provinzen innerhalb des Deutschen Reiches verschieden. Die Geschichte ihrer Entwicklung dokumentenmäßig zu verfolgen, ist für den Historiker wie für den Juristen von höchstem Interesse, für letzteren häufig auch von praktischer Wichtigkeit. Die Veröffentlichung von Urkunden und das Durchforschen der Archive hat in letzter Zeit manch dunkles Gebiet in der Rechtskunde Schlesiens aufgeklärt. Von dieser Forschung sind jedoch noch bis auf den heutigen Tag die Rustikalverhältnisse am wenigsten berührt worden. Das oben angezeigte Buch bedeutet einen ganz erfreulichen Fortschritt auf diesem noch wenig begangenen Wege. Es zerfällt in räumlich zwei ungleiche Teile: eine Urkundensammlung, die den weitaus größten Teil des Werkes ausmacht, und eine das Ergebnis der Urkundensammlung zusammenfassende und dieser vorausgeschickte Abhandlung über die Arten des Erbrustikalbesitzes in Schlesiens (Seite 8 bis 39) und die Ländereien und Marktgroschen in Schlesiens (Seite 40 bis 90). Dem Buche ist ein Ortsverzeichnis beigelegt. Die in der Urkundensammlung mitgeteilten Urkunden, 521 Nummern nebst Anhang, stammen fast ausschließlich aus dem Provinzialarchiv in Breslau, welches dem Verfasser augenscheinlich mit der größten Liberalität seine reichen Schätze zur Benutzung überlassen hat. Nur vereinzelt konnte der Verfasser sich bereits veröffentlichter Quellen bedienen. Das Material ist mit großem Fleiße zusammengesucht und sachgemäß geordnet, die einzelnen Urkunden durch kurze Anmerkungen, die das Ergebnis der betreffenden Urkunden mitteilen, in dankenswerter Weise erläutert.

Z.

Island am Beginn des 20. Jahrhunderts. Von Valtýr Gúndmundsson. Aus dem Dänischen von Richard Palleske. Verlag von Gebrüder Böhm in Kattowitz O.S. 1904. XV. und 253 Seiten. Mit einem farbigen Titelbilde und 108 in den Text gedruckten Abbildungen.

Die Anzeige des oben genannten Buches in unserer Zeitschrift rechtfertigt sich durch den Umstand, daß der Übersetzer desselben ein noch bis vor kurzem in Oberschlesien, jetzt in Landeshut (Schlesien) wirkender Gymnasiallehrer ist, wie auch dadurch, daß ein ober-schlesischer Verlag dasselbe herausgegeben hat. Der Übersetzer macht uns hier mit einem sehr wertvollen Buche aus der dänischen geographischen Literatur bekannt und fügt demselben vier nicht minder dankenswerte Beilagen hinzu. Das Werk ist in der Tat, wie der Übersetzer in seinem Vorwort sagt, geeignet, denen, die sich ein wirkliches Verständnis für die

Grundlagen und Zustände der isländischen Kultur verschaffen wollen, sich als ein zuverlässiger Wegweiser zu erweisen; denn es behandelt in gründlicher aber nicht trockener Weise die Natur, die Bevölkerung, das öffentliche Leben, das Volksbildungswesen, das Schrifttum und die Kunst, die Verhältnisse des praktischen Lebens, wie Erwerbsverhältnisse in Landwirtschaft, Fischfang, Jagd, Industrie, Bergbau u., das Gesundheitswesen, kurzum alles was zur ausführlichen Beschreibung eines Landes gehört. Die vom Übersetzer hinzugefügten Beilagen enthalten eine Anzahl ausgewählter neuisländischer Gedichte, Bilder aus dem Volksleben, Winke für Islandreisen und ein Verzeichnis deutscher Bücher und größerer Aufsätze über Island. Diejenigen Oberschlesier, welche die im allzuregen Industrieleben angegriffenen Nerven in einer Nordlandsreise zu neuer Spannkraft stärken wollen, werden an dem Buche ihre Freude haben und einen zuverlässigen aber zugleich auch unterhaltenden Führer finden. Es sei noch bemerkt, daß die Sprache der Übersetzung überall so glatt ist, daß man leicht daran vergißt, daß man es mit einer Übertragung aus einer andern Sprache zu tun hat. Ausstattung, Druck und Papier genügen auch einem verwöhnten Geschmack.

Chronik.

- 7. Februar.** Die Handelskammer für den Regierungsbezirk Oppeln hält die 80. Plenarsitzung in Gleiwitz ab.
- 15. Februar.** Die Fleischerinnung in Hultschin feiert ihr 300jähriges Bestehen.
- 26. Februar.** Eröffnung des von der Schlesischen Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb in Lipine für die Arbeiter errichteten Kasinogebäudes.



Redaktion Dr. E. Zivier, Plesß O.-S.

Druck und Verlag von Gebrüder Böhm, Buch- und Steindruckerei, Kattowitz O.-S.